

# Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 13.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Vom Baume der Erkenntnis.

Von D. B a d e c h.

(5. Fortsetzung.)

Der Vater hatte den Morgen in großer Unruhe zugebracht. Er wußte selbst nicht, weshalb er heut so unruhig und aufgeregter war, daß es ihn nicht fünf Minuten lang an einem Plaze litt und seine schwache, gebrechliche Gestalt immer wieder ruhelos und verstört in dem kahlen, dürftig ausgestatteten Zimmer umherirrte. Immer wieder mußte er der Vergangenheit gedenken, mit ihren Schmerzen und Freuden; der Zeit, da er noch in zügelloser Leidenschaftlichkeit seinen Willen durchzusetzen gewußt, auch wenn er sich dabei mit der ganzen Wucht seiner Energie in das eigene Fleisch geschnitten hatte. Ihm hatte heut Nacht von seinem Kinde geträumt, von seinem ältesten Kinde, das er mit harten Worten von sich gestoßen hatte in Elend und Verzweiflung; in leidenschaftlicher Erbitterung über den Fehltritt, dem ihre unerfahrene Jugend zum Opfer gefallen war und über die Hartnäckigkeit, mit welcher das sonst so weiche und nachgiebige Mädchen sich seinen Bitten und Drohungen, ihm den Namen ihres Verführers zu nennen, widersetzt hatte. Er hatte sie von sich gestoßen und sich gelobt, ihren Namen nie zu nennen und zu tun, als lebe sie nicht mehr. Nun war alles gekommen, wie er selbst es gewollt hatte — sie war verschollen, sie hatte nie wieder den Versuch gemacht, sich ihrem Vater zu nähern. Aber er hatte seine Kraft doch überschätzt. Die Liebe zu seinem Kinde war mächtiger gewesen als alle Vorurteile. Sie hatte wie ein belebender Sonnenstrahl die Wolken zerteilt, die sich düster und unheilvoll um seinen Geist gelagert hatten und der Blitzstrahl, der mit leidenschaftlicher Gewalt daraus herniederfuhr, hatte zugleich mit seinem Kinde sein eigenes Herz getroffen, das sich von diesem Schlage nicht wieder erholt hatte. Nun nagte die Reue über das Geschehene an seinem Herzen und die Sehnsucht nach seinem Kinde verzehrte ihn und wurde immer brennender, immer überwältigender als die Jahre dahingingen und die Verschollene nichts von sich hören ließ. Er war recht müde geworden von all dem nutzlosen Dürren. Er hatte darüber alles eingebüßt, worauf er in früheren Jahren stolz gewesen war, seine Energie und zähe Arbeitskraft und die Freude am Leben. Aber wie sehr es ihn auch danach verlangte, von seinen Nöten und Kümernissen im Grabe auszuruhen — eine heiße Angst überfiel ihn bei dem Gedanken, daß er sterben

könne, ehe er sein armes Kind noch einmal gesehen und aus ihrem Munde gehört hatte, daß sie ihm verziehen habe und nicht länger der grausamen Worte denke, welche er im Zorn gegen sie ausgestoßen und die wie ein zweischneidiges Schwert ihn selbst getroffen hatten mit ihrer ganzen unerbittlichen Schärfe, in bitterer, schneidender Ironie. Wenn sein Kind, die mit dem süßen, lieblichen Gesicht zugleich den sanften, schmiegsamen Charakter seiner verstorbenen Frau geerbt hatte, zu Grunde gegangen war in diesem anstreifenden Kampf ums Dasein, in welchen er sie hinausgestoßen hatte; wenn sie in ihrer Verzweiflung sich selbst überlassen, von der Not gedrängt, immer tiefer gesunken war und um nicht Hungers zu sterben, die sittlichen Grundsätze hatte verleugnen müssen, in denen er sie aufgezogen — um derentwillen er in seiner Verblendung in starrem, engherzigen Formalismus sein eigenes Kind verstoßen hatte: wer anders als er trug die Schuld! Heute Nacht war sie ihm in seinen Träumen erschienen; bleich und abgehärtet und mit den sichtbaren Spuren des größten Elends in dem eingefallenen, hohlhängigen Gesicht. Er hatte die Arme sehnsüchtig nach ihr ausgestreckt, sie festhalten wollen, die vor seiner Berührung mit einem herzerreißenden Blicke stummen Vorwurfs zurückgewichen war; er hatte laut aufgeschrien vor Freude und Schmerz und war darüber aufgewacht. Nun verließ ihn ihr Bild nicht einen Augenblick.

In einer Schublade der alten, wurmstichigen Kommode, die in einer Ecke des Zimmers stand, lag ein Bild von ihr — eine kleine Photographie, die sie vor vielen Jahren einmal freudestrahlend dem Vater nach Hause gebracht hatte, für den ersten Erlös aus ihrer Hände Arbeit. Er hatte das Bild seit Jahren nicht berührt. Anfangs war seine Erbitterung gegen sein unglückliches Kind zu groß gewesen, um ihrer anders als in Groll und Bitterkeit zu gedenken. Dann, als sein Zorn geschwunden und an dessen Stelle die Reue über sein eigenes Tun getreten war, hatte er sich geschämt, ihrem Blicke, wenn auch nur im Bilde zu begegnen. Auch hätte er nicht um die Welt einem anderen eingestehen mögen, daß er sein Tun bereue. Noch war er stark genug zu tragen, was er nicht anders gewollt hatte. Nun war er seit länger als einem Jahre viel zu

gebrochen, um an eine Verheimlichung seines Seelenzustandes zu denken. Aber in seiner Stumpfheit und Gleichgültigkeit hatte er nicht weiter an dieses Bild gedacht, das von seinem sicheren Versteck zwischen vergilbten Briefen und Familienpapieren und ein paar wertlosen Reliquien aus den ersten Jahren seines ehe-lichen Lebens mit unschuldigem Mutwillen dreinsah und ihm in den Fingern förmlich brannte, als er es nun mit zitternden Händen aus den Hüllen losschälte, in die er es selbst dereinst sorglich eingewickelt.

Daneben lagen die ersten Schuhe, die Lisbeth als Kind getragen hatte; kleine, schiefgetretene Stiefelchen, die auch in ihrer Glanzzeit nicht gerade Meisterwerke des ehrsamten Schuhmacherhandwerks gewesen sein mochten und die nun kläglich genug aussahen mit ihren abgenutzten schwarzen Knöpfchen und dem dünnen, abgetragenen Leder, an welchem der Zahn der Zeit deutliche Spuren hinterlassen hatte. Dem alten Manne, der an der Kommode kniete und mit seltsam gemischten Gefühlen in den wenigen Andenken vergangener schöner Zeiten herumfrante, schienen sie aber darum nicht weniger ehrwürdig zu sein. Und mit einem rührenden Ausdruck wehmütiger Zärtlichkeit strich seine welte, abgemagerte Hand schmeichelnd über die unscheinbaren Stiefelchen und wurde nicht müde, sie wieder und immer wieder hervorzuholen. Dann schien ihm ein Gedanke zu kommen. Mit zitternden Händen barg er die kleinen Schuhe in einer Tasche seines fadenscheinigen Rodes und erhob sich mühsam aus seiner unbequemen Stellung. Das Bild behielt er in Händen. War ihm doch, als sei er nicht mehr so gänzlich von seinem Kinde getrennt, nun ihn ihr liebes Gesicht mit den kindlichen Zügen und den fröhlichen blizenden Augen im Bilde anlächelte. Nun glaubte er selbst, daß er nicht sterben werde, ohne sie wiedergesehen zu haben.

Draußen erklangen Schritte und ein leises Flüstern. Dazwischen eine seine Kinderstimme, die ungeduldig etwas zu verlangen schien. Dann wurde es still. Wenige Augenblicke später wurde die Tür geöffnet; leise und vorsichtig, daß man von dem Zimmer aus die Küche nicht überblicken konnte und Grete trat herein mit hochroten Wangen — die glücklich leuchtenden Augen in feuchtem Glanze schwimmend. Auf ihrem hübschen Gesichtchen lag eine tiefe Befangenheit, die das energische, allzeit schlagfertige kleine Mädchen heut weniger lech und sicher auftreten ließ, als dies sonst zu geschehen pflegte. Sie hatte sich die Aufgabe, die ihr geworden, weniger schwer gedacht. Nun, wo sie dem Vater gegenüberstand, sank ihr doch der Mut und mit heimlichem Herzklopfen machte sie sich an dem Tische zu schaffen und zupfte bald hier, bald da etwas zurecht, nur um Zeit zu gewinnen. Wie sehr bereute sie es jetzt, den Vorschlag ihres treuherzigen jungen Freundes so kurz von der Hand gewiesen zu haben.

Der Alte hatte sich bei ihrem Eintritt umgewandt und ihr freundlich zugewinkt. Dann holte er seinen Hut herbei und wollte an ihr vorüber, der Türe zu. Sie sah ihn erschrocken an und stellte sich ihm in den Weg.

„Wo willst du hin, Vater?“

„Laß mich, Kind,“ sagte er, und versuchte sie sanft bei Seite zu schieben. „Mir ist ein Gedanke gekommen. Ich will auf das Polizeibureau.“

Sie hielt ihn zurück.

„Vater,“ begann sie mit niedergeschlagenen Augen, „der Franz — Lisbeth“ — und dabei stockte sie und konnte nicht weiter sprechen und wenn ihr Leben von einem Worte abgehangen hätte.

Der Stod, den der Alte in Händen hielt, fiel klirrend zu Boden.

„Mein Kind,“ schrie er auf und wankte einen Schritt vorwärts. Dann riß er die Tür auf und seine Augen, die weit geöffnet waren wie die eines Rasenden, übersflogen den kleinen Raum mit einem wilden Blick.

„Mein Kind,“ wiederholte er leise und ächzend und stürzte auf die blasser Frauengestalt zu, die sich vor Aufregung, an allen Gliedern zitternd, an die Wand lehnte und den Wankenden

mit einem erschütternden Laut des tiefsten Mitgeföhls mit ihren Armen umfing.

Im nächsten Augenblicke schon richtete er sich wieder auf und fuhr mit seiner zitternden Rechten über ihr blasses Gesicht und ihre dunklen Augen, in denen die Tränen zitterten.

„Du“ — sagte er wieder und immer wieder, und drückte sie an sich und umfaßte ihren Kopf mit seinen beiden Händen und sah sie an, als wisse er noch immer nicht, ob er seinen Augen trauen dürfe. Sie war so bewegt, daß sie nicht sprechen konnte. Der Anblick des gebeugten alten Mannes, den sie in der Fülle seiner Kraft verlassen hatte und welchen sie nun so müde, so gebrochen an Leib und Seele wieder sah, erschütterte sie tief. Wie er nicht müde wurde, sie immer aufs Neue an sich zu pressen und sie mit überströmender Zärtlichkeit an sein Herz zu ziehen, — er, der einst in seiner schroffen Einseitigkeit jede Liebföngung, jedes sichtbare Zeichen der Liebe als einen Beweis schwächlicher, unmännlicher Sentimentalität verachtet hatte.

Grete stand an den Türpfosten gelehnt und sah mit überströmenden Augen auf die Beiden, die sich umschlungen hielten, als wollten sie nie wieder von einander lassen. Sie hatte das Kind in ihre Arme genommen. Der hübsche Kleine schmiegte sein dunkles Köpfchen vertraulich an sie und wühlte mit seinen kleinen Fingern jauchzend in ihren blonden Haaren, daß diese in des Wortes verwegenster Bedeutung zu Berge standen und im Verein mit ihrem hochgeröteten Gesicht, dem aufgeregten Mädchen fast ein gefährliches Ansehen gaben.

Franz hatte sich in den dunkelsten Winkel der kleinen Küche zurückgezogen und schluchzte herzbrechend vor sich hin. Heimlich schämte er sich nicht wenig seiner Tränen, die ihm eines Mannes unwürdig dünkten. Und mit förmlichem Ingrimm stopfte er sich auf die Gefahr hin, elendiglich zu ersticken, sein großes, buntes Taschentuch in den Mund, um das Schluchzen zu unterdrücken, das gegen alle Regeln der Sitte und Lebensart aus seiner breiten Brust brach.

Draußen hielt ein Wagen und Burghardt sprang heraus. Einen Augenblick später stand er in dem Zimmer und überfah mit einem raschen Blick das Vorgefallene. Dann wollte er das Zimmer verlassen, um die Glücklichen nicht zu stören. Aber schon waren die anderen auf ihn aufmerksam geworden und das Kind sank auf den Boden niedersezend, sprang Grete auf ihn zu und drückte zu Franz' wortlosem Entsetzen ihr rotes Mündchen auf die härtigen Lippen des Arztes.

Burghardt strich mit der Hand lächelnd über ihren blonden Scheitel. Dann trat er auf den Vater zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Ich wollte nur einmal nachsehen, wie Ihnen die Freude bekommen ist, Stelter,“ sagte er heiter.

Grete drängte sich zwischen die Beiden.

„Der Herr Burghardt ist es ja, der unsere Lisbeth aufgefunden hat, Vater, und er hat den Franz nach ihr ausgeschickt und —“

Der Doktor legte seine Hand lachend auf ihren Mund.

„Muß denn das alles gleich in der ersten Viertelstunde heraus, kleine Plaudertasche?“ —

Der Alte hielt die dargebotene Hand des Arztes mit beiden Händen fest.

„Lassen Sie sie reden, Herr Doktor. Sie hat Recht. Die ganze Welt sollte es wissen, was für ein Prachtmensch Sie sind und was Sie Gutes an uns getan haben.“ —

Burghardt wehrte ungeduldig ab.

„Nun fangen Sie auch noch an, Stelter,“ sagte er verdrießlich. „Sagen Sie mir lieber, wie Sie sich fühlen?“

„Wie im Himmel,“ antwortete der alte Mann und sah mit einem verklärten Lächeln auf sein ältestes Kind.

Burghardt hatte sich umgewandt und Lisbeth mit einem durchdringenden Blick gestreift. Auch sie sah ihn an. Aber schon im nächsten Augenblicke schlug sie die Augen nieder und eine feine Röte flog über ihr schmales, blasses Gesicht, das in seiner stillen Schwermut ungemein lieblich und anziehend war.

obchon Kummer und Elend mit rauher Hand die Rosen von ihren Wangen gestreift hatten. Auch über Burghardts männliches Gesicht glitt eine leise Befangenheit und ein Strahl des Wiedererkennens dämmerte in seinen Augen auf. Aber er ließ sich nichts merken und begrüßte die Heimgekehrte mit wenigen herzlichen Worten, als sei er ihr nie zuvor begegnet.

Franz hatte unbemerkt das Zimmer verlassen. Vor Burghardt, der in seinem unerschütterlichen Gleichmut so sicher in sich selbst beruhte und jede Ueberschwänglichkeit mit herbem Spotte geißelte, schämte er sich seiner Nührung erst recht. Er glaubte nicht anders, als daß dieser, der ihm als der Typus ernstester, selbstbewußter Männlichkeit erschien, ihn ob seiner Tränen verachten müsse.

## VI.

Es ist eine eigene Sache um das Erleben. Da leben wir oftmals jahrelang dahin, in einem ruhigen Gleichmaß der Empfindungen und Gedanken, das von den Vorkommnissen und Vergniffen des Tages nur gerade so viel bewegt wird, als durch das menschliche Bedürfnis nach Abwechslung dringend geboten und erforderlich ist, um den sich träge dahinwälzenden Strom unseres Lebens nicht stagnieren zu lassen. Und wenn die Einförmigkeit unseres Lebens sich uns auf Augenblicke allzu ermüdend fühlbar macht, greifen wir nach einer aufregenden Lektüre, die uns von dem sicheren Hafen der eigenen ungestörten Behaglichkeit und Ruhe aus, der Segnungen eines gesteigerten Affekts teilhaft werden läßt. Dann wundern wir uns vielleicht heimlich über die ausschweifende dichterische Phantasie, die eine wunderbare Mannigfaltigkeit in die Einförmigkeit des menschlichen Lebens zu bringen weiß und mit dem Zauberstabe der dichterischen Konzeption aus dem unfruchtbaren Boden des täglichen Lebens eine Fülle origineller Gestalten und Situationen hervorzaubert, die uns bald die Träne der Nührung in die Augen locken, bald in hellen Jubel ausbrechen lassen. Daß sich inzwischen oftmals die erschütterndsten Tragödien in unserer nächsten Nähe abspielen, ohne daß wir eine Ahnung davon haben; daß das Leben in seinem täglichen Verlauf mehr des Interessanten und Bedeutenden zutage fördert, als die ausschweifendste Phantasie zu ersinnen vermöchte: das erkennen die wenigsten unter uns an. Und doch ist es nur das Auge, das den Dichter macht. Wenn ein jeder von uns Augen hätte, zu sehen und Ohren, zu hören — es brauchte der Dichter nicht, um diese Bilder des täglichen Lebens zu fixieren.

Diese und ähnliche Gedanken drängten sich unwillkürlich Burghardt auf, während er, in einer Ecke seines kleinen zweiflügeligen Koupees zurückgelehnt, in früher Morgenstunde durch die Straßen dahinfuhr, in welchen sich von Minute zu Minute ein regeres Leben entfaltete. Nicht daß er selbst auf sein eigenes Leben zurückblicken konnte, wie auf einen ruhig dahingleitenden Fluß, dessen Lauf an sanft ansteigenden Hügeln und grünen Nasenflächen vorbei nicht viel des Merkwürdigen und Aufregenden zu verzeichnen hat. Lag es doch schon in seinem Beruf, der ihn täglich mit den verschiedenartigsten Elementen und Gesellschaftskreisen in Berührung brachte und ihm einen zumeist höchst unerfreulichen Einblick in die sozialen Verhältnisse der Großstadt gestattete, daß er nicht dahinleben konnte in dem ruhigen Gleichmaß der Empfindungen wie die meisten anderen, denen ein freundliches Geschick den scharf beobachtenden Blick versagt hat, um den Schein vom Wesen zu trennen. Bei dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seinen Beruf erfaßte, war es nicht zu verwundern, daß er weit entfernt war von jenem kurzfristigen Optimismus, der im Wohlgefühl des eigenen Behagens nicht sehen und hören will, was ihn aus hohlen Augen angrinst und ihm aus millionen von Kehlen entgegenfand und womit er in seiner fatten Selbstzufriedenheit sich gegenfand glaubt mit der gedankenlosen Verursachung auf die Unvollkommenheit, die nun einmal das charakteristische Merkmal aller gesellschaftlichen Institutionen ist und es in Ewigkeit bleiben wird.

Er hatte ein ernstes, arbeitsvolles Leben hinter sich; ein

Leben, dem es nicht an Opfern und Entsayungen aller Art gefehlt hatte. Aber alles Leid, das er erfahren, war nicht imstande gewesen, seinen Glauben an die Menschheit zu erschüttern, den Glauben an die Zukunft des Menschengeschlechts, der ihn über alle Bitterkeit persönlicher Lebensschicksale hinwegtrug und ihn davor bewahrte, in unselbiger Verbitterung auf die Menschen herabzusehen, die einander in törichter Verblendung und bösem Willen das ohnehin so schwere Leben noch schwerer machen. Sein gesunder Sinn, der philosophische Geist, mit welchem er allen Erscheinungen des Lebens rücksichtslos auf den Grund ging und ruhig und unentwegt den Ursachen nachspürte, wo andere sich genügen ließen an der Oberfläche von Menschen und Dingen, hatte ihn vor dem Schicksal jener Menschenfreunde behütet, denen die traurige Erkenntnis von dem Unverstand und dem bösen Willen der Welt die Liebe in Haß verwandelt hat. Wohl fehlte es auch ihm nicht an Stunden, wo er in bitterem Unmut an den Menschen verzweifelte und sich selbst verspottete wegen seines Glaubens an den endlichen Sieg der Wahrheit und Vernunft. Jene allgemein menschliche Melancholie, die das verhängnisvolle Erbteil bevorzugter Naturen ist — er wußte ein Lied davon zu singen. Aber seine kräftige Natur half ihm immer wieder über diese Anwandlungen schwermütiger Verzagttheit hinweg.

Außerlich war sein Leben in den letzten Jahren einförmig genug dahingeflossen. Er stand ganz allein in der Welt. Seine Eltern waren gestorben, als er noch ein Kind gewesen, und hatten ihm nichts hinterlassen als die Erinnerung an ihre große Liebe. Er war jüdischer Abstammung. Und bei dem regen Familienstimm, der sich bei diesem seit Jahrtausenden geknechteten und unterdrückten Volke, infolge der gemeinjam erduldeten Leiden und Mißhandlungen, so hoch entwickelt hat, daß er als eine nationale Tugend angesehen werden kann, welche die vielen unschönen Härten und Schroffheiten dieses nächsternsten aller Volkscharaktere mit einem rührenden Hauche von Poesie umkleidet, war es nicht zu verwundern, daß er seine Vereinsamung schmerzlich empfand.

Als er älter wurde und sich innerlich längst von dem Glauben seiner Väter losgesagt hatte, der seinem vorurteilslosen Geiste nur eine der vielen Formen bedeutete, in welchen das religiöse Bedürfnis eines kindlicheren Zeitalters sich selbst dereinst genug getan — empfand er auch sein Alleinsein weniger schmerzlich. Sein Beruf, dem er mit vollster Hingabe oblag, ließ ihm nur wenig Zeit, an sich selbst zu denken. Und mit mitleidigem Lächeln sich über die Schranken hinwegsetzend, welche religiöser und nationaler Eigendünkel innerhalb der großen Menschenfamilie aufgerichtet haben und die sie eifersüchtigen Auges bewachen, konnte er sich nicht länger vereinsamt fühlen in einer Welt, welche seiner Kraft und seinem Tätigkeitsdrange ein so unabsehbares Feld der Betätigung darbot.

Er hatte nie sonderlich viel mit Frauen verkehrt, abgesehen von der Verührung, in welche die Ausübung seines Berufes ihn täglich und stündlich mit ihnen brachte. Der Kampf um die Existenz, den er von frühesten Jugend an allein austämpfen mußte, hatte seine Geistes- und Seelenkräfte so vollständig in Anspruch genommen, daß der Mangel an weiblichem Umgang von ihm nie als solcher empfunden wurde. Und die Frauen und Mädchen, mit denen er in befreundeten Familien in Verührung kam, hatten in ihm nicht das Bedürfnis nach näherem Verkehr rege gemacht. Wohl hatte er hin und wieder einmal ein flüchtiges Wohlgefallen an einem hübschen Gesicht empfunden, sich an dem fröhlichen Sinn eines lebenswürdigen Mädchens erfreut. Aber noch niemals hatte ihn das Leben mit einem Weibe zusammengeführt, das einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hätte; dem es gelungen wäre, die Leidenschaft zu entflammen, deren sein bei aller Schroffheit und Verstandesschärfe ideal angelegter Charakter fähig war.

Ein einziges mal hatte es den Anschein gewonnen, als habe auch diesem ernsthaften, aller Sentimentalität abgeneigten Menschen sein Stündlein geschlagen. Wenigstens waren seine Freunde nicht wenig verwundert, als sie Burghardt eines Tages

darauf ertappten, daß er, wo er ging und stand, die Frauen, denen er begegnete, so aufmerksam prüfend ansah, als suche er unter ihnen nach einer, deren Verschwinden ihn tiefer berührte, als er zu offenbaren für gut fand. Jeder blonde Frauenkopf, jede schlanke, hochgewachsene Gestalt schien ihn auf einmal zu interessieren. Und als er nun gar kein Hehl daraus machte, wie eifrig er bemüht war, überall nach einem Mädchen zu forschen, deren Namen er nicht einmal kannte, die er seinen Freunden nur so obenhin zu schildern wußte, ohne ihnen einen Grund für die Teilnahme anzugeben, welche er offen für sie an den Tag legte: waren die Freunde steif und fest überzeugt, daß diesem veränderten Benehmen Burghardts eine Herzensgeschichte zugrunde liege.

Darin irrten sie nun aber durchaus. Burghardt war weit davon entfernt, für das blonde Mädchen, dem er so eifrig nachforschte, die Gefühle zu hegen, die seine Freunde ihm andichteten. Nur waren die Umstände, welche die erste und einzige Begegnung der beiden begleitet hatten, so eigener Art gewesen, daß er nicht umhin konnte, eine lebhaftere Teilnahme für dieses Mädchen zu empfinden, als ihm noch je ein Weib eingefloßt hatte.

Es war an einem kalten, stürmischen Dezemberabende gewesen. Der Wind segte über die Erde und wirbelte Staubwolken in die Höhe, daß man kaum die Augen offen halten konnte. Dabei war die Luft so kalt und schneidend, daß die wenigen Fußgänger, die in der späten Abendstunde noch auf den Straßen zu sehen waren, sich fröstelnd tiefer in ihre Mäntel hüllten und sich beeilten, das schützende Zimmer zu erreichen.

Burghardt, damals noch ein junger, wenig bekannter Arzt, dessen Patienten der Mehrzahl nach den ärmern Volksklassen angehörten, hatte nach einem Tage angestrengter Beschäftigung einen freien Augenblick benützt, um einen Freund aufzusuchen, den er lange nicht gesehen hatte. Der Freund besah in einem der belebtesten Stadtteile Berlins ein blühendes Fabrikgeschäft, und hatte mit Frau und Kind in dem ersten Stockwerk desselben Hauses, in welchem die Fabrikräume gelegen waren, sein Heim aufgeschlagen. Dorthin hatte sich Burghardt gewandt, um sich nach all dem Trüben und Traurigen, das er heute vor Augen gesehen, an dem Anblick eines glücklichen Familienlebens zu weiden.

So hatte er denn eine halbe Stunde etwa an dem traulichen Familientische gesessen, über welchen die große Hängelampe ihr mildes Licht ausströmte und hatte es sich ein Weilschen wohl sein lassen inmitten des ruhigen Behagens, das aus jedem Winkel des mit raffinirtem Komfort ausgestatteten Zimmers sprach. In dem Kamin prasselte ein helles Feuer. Der Teekessel summt seine leise, einschläfernde Melodie. An dem sauber gedeckten Tische, auf welchem Gläser und Teller freundlich blinkten, saß die Wirtin, ein heiteres, anmutiges Frauchen von behaglicher Rundung, mit ruhigen Zügen, die von keiner Leidenschaft je getrübt worden waren. Neben ihr das einzige Töchterchen des Hauses, seelenvergnügt mit ihren Puppen und Spielsachen beschäftigt — dabei mit übermenschlicher Anstrengung gegen den Schlaf ankämpfend, der die kleinen, schweren Augenlider immer wieder zusammendrückte. Sie hatte es sich als besondere Gunst ausgewirkt, bis zum Ausbruch des Dinkel Doktors wach bleiben zu dürfen und hätte nun nicht um die Welt eingestehen mögen, wie müde sie war.

Der Freund hatte das Zimmer verlassen. Es hatte ihn jemand zu sprechen verlangt. Dann war er nach wenigen Minuten zurückgekehrt, einsilbig und verstimmt, mit einer Wolke auf der sonst so heitern Stirn. Burghardt hatte ihn nach dem Grunde dieser auffallenden Verstimmung gefragt. Und so hatte ihm denn der andere, halb ärgerlich, halb lachend über seine eigene dumme Sentimentalität, wie er es nannte, gestanden, wie schwer es ihm manchmal werde, sich in geschäftlichen Angelegenheiten nicht durch allerlei sentimentale Nebenrückichten beeinflussen zu lassen. Da sei beispielsweise draußen ein Mädchen gewesen, die ihn jetzt, in später Abendstunde, um Arbeit gebeten habe. Er habe das Mädchen heute zum erstenmal gesehen, ein blaßes, abgehärmtes Ding mit einem Kinde auf

dem Arme. Es gehöre kein besonderer Scharfblick dazu, um aus dem Gesicht der jungen Mutter, das trotz der Verwüstungen, die Kummer und Not darin angerichtet, noch immer schön zu nennen war, und aus der leidenschaftlich ausdrucksvollen Geberde, mit welcher sie das Kind an sich gedrückt habe, ihre Lebensschicksale zu erraten. Und in seiner Weichmütigkeit sei es ihm wirklich nahe gegangen, dem armen Mädchen einen abschlägigen Bescheid zu geben. Aber die Zeiten seien so schlecht, daß es ihm ohnehin schwer falle, den alten Bestand der Fabrik aufrecht zu erhalten. Kaum daß er alle die Arbeiter beschäftigen könne, die er nur nicht gehen lassen wolle, um sie nicht dem Elend preiszugeben. Als er dann gesehen habe, mit welcher erschütterndem Ausdruck wilder Verzweiflung das Mädchen seinen abschlägigen Bescheid aufgenommen, habe er ihr eine kleine Summe Geldes angeboten, um sie nicht ganz ohne Trost von sich gehen zu lassen. Aber sie habe das Geld zurückgewiesen und sei davongegangen, ohne ihre Bitte auch nur zu wiederholen.

Diese wenigen Worte hatten die friedliche Stimmung verstreut, die noch vor wenigen Minuten in dem Zimmer geherrscht hatte. Und wie sehr der Wirt, der sonst den Ruf eines heitern, anregenden Gesellschafters genoss, auch bemüht war, seine Verstimmung zu überwinden und das Gespräch wieder in Fluß zu bringen — die gute Laune aller war unwiderbringlich dahin.

Burghardt empfahl sich bald. Er fühlte sich durch die Erzählung des Freundes von der Menschheit ganzem Jammer angefaßt. Nicht daß er dem Freunde einen Vorwurf aus seinem Tun gemacht hätte. Er war sich des unlöslichen Widerspruchs wohl bewußt, welcher in der heutigen Ordnung der Dinge, in den brutalen Formen, die der Kampf ums Dasein in dem wirtschaftlichen Leben der Gegenwart angenommen hat, zwischen dem Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen und den Forderungen der Humanität besteht. Er wußte, daß der einzelne sich der Gesetzmäßigkeit nicht entziehen kann, mit welcher das herrschende System über tausende und aber tausende von Leichen hinweg seine wilde Jagd nach dem vermeintlichen Glück verfolgt. Und wie wenig die augenblicklichen Erfolge der anderen ihn auch in seiner Ueberzeugung von dem endlichen Siege des Guten und Schönen über die leidenschaftlichen Irrtümer der Gegenwart beirren, so beschlich ihn doch eine tiefe Trauer, wenn er immer wieder gewahr wurde, wie viele Menschenleben täglich und stündlich diesem unseligen Jertum zum Opfer fielen.

Er war die hellerleuchtete Treppe hinabgestiegen und schritt nun an den dunkeln Häuserreihen vorbei, die Straßen entlang. Dabei sah er sich aufmerksam nach allen Seiten um, ob er nicht doch vielleicht dem armen Mädchen begegnen werde, von dem der Freund ihm erzählt hatte und für welches er das wärmste Mitleid empfand. Aber in dem ruhigen Licht, mit welchem die Sterne in die einsamen Straßen herniederfunkelten und das im Vereine mit den Gasflammen, welche die Kälte bitter zu empfinden schienen und schier widerwillig brannten und leuchteten, die Dunkelheit nur spärlich erhellte, war niemand zu sehen. So gab er die Hoffnung auf, dem Mädchen noch heute zu begegnen und trat verstimmt den Heimweg an. Als er sich dabei umwandte und um die Ecke bog, sah er auf einmal eine weibliche Gestalt vor sich, in welcher er ohne sonderliche Mühe die Gesuchte erkannte. Sie ging langsamen Schrittes vor ihm her, den Kopf gesenkt, die Augen unverwandt zu Boden gerichtet. Von dem kleinen Wesen, das sie im Arme trug, war nichts zu sehen als das blasse Mündchen, das sich in tiefen Atemzügen gleichmäßig hin und her bewegte, wie im Schlafe. Sie hatte das Kind sorglich in ein Tuch eingehüllt, um die schneidende Kälte von ihm fern zu halten. Sie selbst war fast ohne Schutz der eisigen Kälte preisgegeben. Und obschon der Wind um sie her unerbittlich pfiß und tobte und ihr die blonden Haare in das Gesicht peitschte, schien sie die Kälte kaum zu empfinden. Dann wieder beschleunigte sie ihre Schritte, halb willenlos, wie im Banne eines Gedankens — um nach wenigen Augenblicken schon erschöpft wieder in ihre langsame Gangart zurückzufallen.



Sie war an die Brücke gelangt, die hier über einen der vielen Spreearme führte, welche die Stadt durchschneiden. Vor ihr dehnte sich die dunkle Wasserfläche aus, ruhig, unbewegt. Nur hin und wieder schwankte ein Lichtstrahl dahin über die zitternde Oberfläche. Die dunkeln Häusermassen zu beiden Ufern schienen sich darüber zu neigen, ernst und schweigend, als wollten sie das Geheimnis ihrer Schmerzen hineinhauchen in eine verschwiegene Brust. Das einsame Mädchen beugte sich über die Brüstung. Sie sah unverwandt hinab auf die Flut, die sich träge zu ihren Füßen dahinwälzte. Die geheimnisvolle Anziehungskraft, welche der Anblick einer Wasserfläche zu allen Zeiten auf ein Gemüt ausübt, das der Sturm der Leidenschaft in seinen Tiefen aufgewühlt hat; die schwermütige Ruhe, mit welcher dieser Anblick die arme Seele ergreift und die den müden Wanderer berührt wie ein Vorgeschnack seiner ewigen Ruhe, die seiner dort unten wartet — das arme Mädchen schien diesem Zauber immer tiefer, immer unlöslicher zu verfallen, je länger sie hinabstarrte auf die dunkle Wassermasse. Sie drückte das Kind in ihren Armen fester an sich; ihre Augen glühten; sie sah mit einem Blicke wilder Bärtlichkeit und namenloser Verzweiflung auf ihr Kind, ihr armes Kind, dessen junges Leben dem Unglück geweiht war — dann schwang sie sich mit einer entschlossenen Bewegung auf die Brüstung.

Plötzlich fühlte sie sich ergriffen und zurückgerissen. Eine Stimme klang in ihren Ohren, rauh vor unterdrückter Bewegung. Ein bärtiges Gesicht, trotz seiner Häßlichkeit mild und gut wie das Antlitz des Erlösers, neigte sich über sie.

Was dann weiter geschah, wußte sie nicht. Als sie erwachte, lag sie zu Bett, in einem hübschen, wohnlich eingerichteten Zimmer, das eine behagliche Wärme durchströmte. Zu ihren Füßen lag das Kind in tiefem Schläfe. Sie sah mit großen Augen verwundert um sich. Fast glaubte sie zu träumen. Ein Gefühl des Wohlseins, wie sie es lange nicht empfunden hatte, belebte ihre Glieder, die fast erstarrt gewesen waren vor Kälte und Schmerz. Als sie sich dann aufrichtete, behutsam, um das Kind nicht zu wecken, sah sie in dem matten Lichtschein, mit welchem die kleine Nachtlampe das Zimmer erfüllte, die Tür, die in das Nebenzimmer führte, angelehnt. Bei dem Geräusch, das ihre Bewegung verursachte, erhob sich eine weibliche Gestalt, die so lange neben ihr gefessen hatte, ohne daß sie es gewahr geworden, und ging in das Nebenzimmer.

Wenige Augenblicke später wurde die Türe leise geöffnet und Burghardt trat herein. Er winkte der Ruhenden, die ihn augenblicklich wieder erkannt hatte und die sich nun mit einem Schläge aller Umstände erinnerte, die sie hierhergeführt, sich ruhig zu verhalten und setzte sich zu ihr. Dann nahm er ihre Hand in die seine und fing an, in leisen, milden Worten zu ihr zu sprechen. Sie hatte sich abgewandt und lag mit geschlossenen Augen da. Ihr war zumute, als sei sie von diesem Manne, dessen dunkle Augen ernst und mitleidsvoll auf ihr ruhten, auf einem Verbrechen ertappt worden. Und was ihr solange recht und billig erschienen war — ihr freiwilliger Verzicht auf das Leben, das ihr soviel des Bösen gebracht und sie gelehrt hatte, den Menschen zu mißtrauen und sie zu hassen, die mit rücksichtsloser Hand ihr Leben zerstört hatten — dünkte ihr nun ein Akt feiger Schwäche.

Er sprach zu ihr mit mitleidigem Ernst, mit einer Teilnahme, die sie in der gewaltigen Aufregung, die in ihr stürmte, durch ihr Tun verwirrt zu haben glaubte. Er verlange nicht zu wissen, was sie in den Tod getrieben habe. Es gäbe in dem Leben eines jeden Menschen Augenblicke, wo die Last des Lebens allzuschwer zu sein scheine für seine Schultern und er leidenschaftlich darnach verlange, sie abzuschütteln um jeden Preis. Aber es sei die Pflicht jedes ernsthaften Menschen, dem es in Wahrheit darum zu tun sei, seiner Menschenwürde stets eingedenk zu sein, daß er sich nicht beherrschen lasse von den leidenschaftlichen Verirrungen des Augenblicks. Wohin würde es führen, wenn es uns gestattet wäre, im Zustande höchster Aufregung die Grundsätze zu verleugnen, die wir in Augenblicken der Ruhe für recht erkannt? Auch sei kein Mensch auf der

Welt so unglücklich, daß er die Hoffnung aufgeben müsse, das Leben, das ihm augenblicklich nur Angst und Grauen einflöße, nicht künftighin noch einmal schön und nutzbringend zu gestalten.

Soweit war er gekommen, als sie plötzlich laut aufschluchzte und sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. Er hielt einige Augenblicke inne. Als sie aber noch immer schweigend und nur zwischen ihren blassen, durchsichtigen Fingern die Tränen unaufhaltsam hervorrannen, fuhr er fast lächelnd fort:

„Sie brauchen sich Ihrer Tränen nicht zu schämen, liebes Kind. Weinen Sie sich nur recht herzlich aus — es wird Ihnen wohlthun. Wir Aerzte sind es ja gewohnt, die arme Seele in ihrer ganzen nackten Schönheit zu belauschen, ohne das verhüllende Mäntelchen der sogenannten guten Sitte. Auch können Sie überzeugt sein, daß die gute Meinung, die ich von Ihnen habe, darunter nicht leiden wird. Ich weiß, welche Anstrengungen Sie gemacht haben, sich mit Ihrem Kinde in Ehren durchs Leben zu schlagen. Woher ich dies weiß, ist mein Geheimnis. Daß Ihnen dies fürs erste so wenig gegliückt ist, daß Sie darüber allen Lebensmut verloren haben, ist allerdings traurig genug. Aber noch ist nicht aller Tage Abend. Ich bin überzeugt, daß es unsern vereinten Bemühungen gelingen wird, Ihnen eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Erst aber sollen Sie ein paar Tage ausruhen, körperlich und geistig. Sie haben in der letzten Zeit viel gelitten. In den nächsten Tagen sprechen wir dann weiter über Ihre Zukunft. Nur sollen Sie mir versprechen — nicht etwa, daß Sie nie wieder einen so verzweifelten Versuch machen werden, aller Not und Schwere des Daseins zu entfliehen — ich bin weit davon entfernt, einem Menschen, und stände er mir noch so nahe, ein so schwerwiegendes Versprechen abzunehmen — nein, nur daß Sie es noch einmal mit dem Leben versuchen und sich Mühe geben wollen, nicht die Menschen in ihrer Gesamtheit zu hassen um des Leides willen, daß ein einzelner Ihnen zugefügt hat.“

Er schwieg und neigte sich erwartungsvoll über die Kissen, in welchen ihr blonder Kopf so ruhig lag, als achte sie kaum auf seine Worte. Plötzlich griff sie nach seiner Hand und führte sie an ihre Lippen, mit einem Blicke so ehrfurchtsvoller Bewunderung, daß dem ernstesten, ruhigen Manne ganz weich ums Herz wurde und ein berauschesndes Glücksgefühl ihn durchdrang. Aber ihre Lippen blieben festgeschlossen.

Er zog erröthend seine Hand aus der ihren und strich sanft über die schönen, blonden Haare, auf denen noch der Reif der Winternacht in schweren Tropfen glizerte. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück.

Er hatte sie seitdem nicht wiedergesehen. Als er am andern Morgen das Haus verließ, um seiner täglichen Beschäftigung nachzugehen, lag sie in tiefem Schläfe. Und als er dann, in später Mittagsstunde, in seine Wohnung zurückkehrte, in ungeduldiger Erwartung, die den ernstesten Mann mit einer Unruhe erfüllte, welche ihm sonst fremd war, war sie verschwunden.

Sie hatte ein Briefchen für ihn zurückgelassen — ein paar flüchtige Zeilen, die ihn erfreuten und doch wieder schmerzten. Sie dankte ihm in wenigen herzbewegenden Worten für die Güte, mit der er sich ihrer angenommen und die ihr wohlher getan habe, als er wissen könne. Nun könne sie wieder an die Menschen glauben und fühle in sich die Kraft, es mit dem Leben aufzunehmen. Das Gelöbniß, das sie heute Nacht stillschweigend getan habe, weil sie zu erschüttert gewesen sei, es in Worten auszusprechen, erneuere sie jetzt ihm gegenüber. Sie wolle versuchen, in der Arbeit für ihr Kind Vergessenheit zu finden für ihren Schmerz. Aber sie wolle keinem Menschen zur Last fallen und am wenigsten ihm, der so gut zu ihr gewesen sei.

Das war alles, was Burghardt je von ihr gehört hatte. Und wie eifrig er auch nach ihr forschte, er hatte sie nicht wiedergesehen. Wie hätte er auch ihre Spur auffinden sollen, da er nicht einmal ihren Namen wußte!

Als er dann nach Jahren durch die seltsamsten Umstände um das traurige Geheimnis erfuhr, das in der Familie des

greisen Handwerkers bestand, war es ihm nicht in den Sinn gekommen, daß die Unbekannte, die er vor dem sichern Tode erreicht hatte, die verloren geglaubte Tochter des Alten sein könne. Im Laufe der Jahre war die Erinnerung an sein nächstliches Abenteuer in seinem vielbeschäftigten Geiste fast zurückgetreten und nur auf Augenblicke noch gedachte er des schönen Mädchens, das in seiner lebensmüden Verzweiflung einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte, als ihm selbst je zum Bewußtsein gekommen war. Und dann — das Schicksal eines armen, betrogenen Mädchens ist heutzutage kein so ungewöhnliches, daß

das Gemeinsame in den Schicksalen der beiden ihn mit Notwendigkeit auf eine solche Vermutung hätte leiten sollen.

Nun hatte er ohne Wissen und Wollen die lange Gesuchte wiedergefunden. Und wie er jetzt, in Gedanken versunken, durch die Straßen dahinsuhr, trat die Erinnerung so deutlich vor seine Seele, daß er zu seiner Verwunderung jedes kleinsten Umstandes aus jener Nacht gedachte, und den blonden Kopf, wie er in dem ungewissen Lichte der kleinen Nachtlampe in rührender Schönheit aus den Kissen emportauchte, mit Händen zu greifen meinte.

(Fortf. folgt.)

## Bilder aus Rußland.

(Siehe Illustration S. 321.)

„Wenn man einen Eierkuchen machen will, so muß man die Eier zerschlagen,“ sagte der russische Polizeiminister und Verschwörer Graf Pahlen in jener denkwürdigen Nacht, welche den Zar Paul aus der Liste der Lebendigen strich und Alexander I. auf den Thron seiner Väter half. Diese Art Palastrevolutionen, woran die Geschichte Rußlands so reich ist, erinnert an den „kranken Mann“ am Bosporus, dessen Geschick mit dem Rußlands manche Ähnlichkeit besitzt. Hier wie dort sind sehr viele Eier zerschlagen worden, ohne daß die Eierkuchen sich eines besonders guten Geschmacks erfreuten — aber krank bis ins Mark sind beide einst so mächtige Staaten geworden. Die vielhundertjährige Barbarei in dem fast unbegrenzten Reiche unseres Nachbarn im Osten hat die wunderlichsten Zeitblüten hervorbracht. Das westliche Europa hat in dem letzten Jahrhundert mit gewaltiger Kraft an seiner Wiedergeburt gearbeitet; unter Mitwirkung der großartigsten Erfindungen und Entdeckungen aller Zeiten streifte es seine alte Formen ab und zog das gesamte Volk heran zur Mitwirkung an der vom humanistischen Geiste beseelten Kulturarbeit, in der richtigen Erkenntnis, daß zur Erreichung der hohen Ziele, welche sich die Menschheit zu stecken berechtigt ist, kein Glied der staatlichen Gemeinschaft fehlen darf. Rußland blieb während dieser Epoche fast unberührt von dem hohem Geistesfluge seiner westlichen Nachbarn. Die Versuche, die westeuropäischen Ideen auch in Rußland hineinzutragen, wurden von dem eisernen Absolutismus unterdrückt, und Kerker und Sibirien waren die Antwort auf Forderungen, die in der gesamten Kulturwelt bereits Fleisch und Blut geworden waren. Darf es uns da wundern, daß der Nihilismus einen gut vorbereiteten Boden fand? Es ist hier nicht der Ort, das Wesen dieser Erscheinung zu erörtern, zweifellos ist aber, daß der Nihilismus nur in dem Streben der höheren Gesellschaftsschichten, an der Regierung teilzunehmen, seinen Stützpunkt findet, — die breite Masse des Volks hat absolut damit nichts zu tun. Die Gewährung einer Konstitution würde den Nihilismus sofort in sein Nichts zurücksinken lassen. Ob eine solche Wendung der Dinge heute aber noch genügt, um Rußland in den Kreis der modernen Staaten zu ziehen, bezweifeln wir. Rußland wie die Türkei haben ihre Rollen ausgespielt, wenn auch ihr Verschwinden aus der Reihe der Weltmächte nicht ohne gewaltige Zuckungen vor sich gehen wird. Die Expansionskraft der germanischen Rasse ist eine so bedeutende, das Interesse an der Selbsterhaltung, oder, um einen geläufigeren Ausdruck zu gebrauchen, der Kampf ums Dasein ist so intensiv, daß alte, morschgewordene Staatengebilde, die nun einmal das Versäumte, sei es aus Mangel an Charakter oder wirklicher Lebenskraft nie wieder nachholen können, zusammengeschoben werden, um anderen, lebensfähigen Organisationen Platz zu machen. Rußland ist in der heutigen Zeit eine grelle Dissonanz, die von einem der besten russischen Dichter, A. Puschkin, in folgenden Strophen charakterisiert wird:

Wenn man in Freiheit ließe mich,  
Wie ausgelassen eilte ich  
Fort in den dunklen Wald.

Ich fänge in des Wahnsinns Blut,  
Bergähe selbst mich in dem Sud  
Verworrner Träume bald.

Stark wäre ich, frei wäre ich,  
Sowie der Sturm, der wütend sich  
Durch Feld und Wald bricht Bahn.

Und lauschte lang dem Flutgeroll  
Und starrte dann des Glückes voll  
Denn leeren Himmel an!

Doch nun zu einem freundlicheren Bilde. Ende September pflegt sich bereits in Rußland der Winter einzustellen. Morgens ruht oft noch blendender Sonnenschein auf den grünen Gefilden und laubbedeckten Bäumen; da, plötzlich segt ein kalter Wind durchs Dorf, besorgt schaut der Bauer gen Osten, und entdeckt am Horizont eine graue Wolkenschicht, die mit rasender Eile herannahet. Bedächtig schlägt er ein Kreuz und sieht nach Scheune und Stall, weiß er doch, daß der gestrenge Herr, der in Rußland bekanntlich sehr lange regiert, der Winter, herannahet. Wenige Stunden genügen, um alles in ein weißes Schneegewand zu hüllen; die langsam erstarrende Erde begibt sich auf sieben Monate zur Ruhe. Wenn der Winter dem russischen Bauer auch manche Entbehrungen auferlegt, so weiß er im großen und ganzen sich doch recht gut mit ihm zu stellen. In der Vorratskammer seiner Isba (Hütte) sind die Wintervorräte gar mancher Art aufgestapelt. Kohl, Grütze und Mehl reichen bis zur nächsten Ernte aus, um sein Leben und das seiner Familie in der dem russischen Bauer eigentümlichen anspruchslosen Weise zu fristen. Tag aus Tag ein bilden Schtschi (Kohlsuppe) und Mascha (Buchweizengrütze) nebst Brod seine Nahrungsmittel; dazu gesellt sich an Sonn- und Feiertagen der nie fehlende Pirog, eine mit Fleisch, Eier, Fisch oder Kohl gefüllte Pastete, auf deren Zubereitung sich jeder Russe meisterhaft versteht. Hat er das Glück, daß sein Dorf in der Nähe einer der vielen sehr fischreichen Flüsse liegt, so wird er gewiß eifrig angeln. In seinem Schafpelz und großen Filzstiefeln ist er genügend gegen die Kälte geschützt, um einige Stunden auf dem Wasser aushalten zu können. Unsere Illustration zeigt uns einen russischen Bauer, der mit seinem hoffnungsvollen Sprößling bemüht ist, dem nassen Elemente ein leckeres Gericht Fische abzugewinnen. Der Winter hat soeben begonnen, deshalb geht er rasch ans Werk, ehe sich der Fluß mit einer undurchdringlichen Eisschicht bedeckt. Der Zeichner, mit den Gewohnheiten des russischen Volkes wohl vertraut, setzt dem Bauer nicht die tüdische Schnapsflasche vor, sondern versieht ihn mit einem Kessel heißen Tee, den jeder Russe leidenschaftlich gern trinkt.

## Der Schwedeneinfall.

Erzählung von Otto Sigl.

(Fortsetzung.)

Der alte Lindeneegg hatte für Baron Camill, seinen ältesten Sohn und Majoratserben schon mehrfach nach einer reichen Partie gefahndet, wodurch Schloß Moosach in alter Pracht stehen und der Unterteich, sowie die verrottete Finanzlage wieder flüssig werden sollten. Aber unter den adeligen und reichen Töchtern des Landes fand sich leider keine, welche sich von den Reizen des Krätenschlosses und der Persönlichkeit seines künftigen Besitzers angezogen fühlte. So entschloß sich denn der alte Freiherr, als die Beklemmungen immer beängstigender sich gestalteten, schweren Herzens zu dem nicht mehr ungewöhnlichen Schritt, allen Vorurteilen zu entsagen, und zur Vergoldung des Lindeneeggischen Wappenschildes seinem Camill eine Bürgerliche zuzuführen. Seine hierin sehr naheliegende Wahl war auf die schöne Brauerstochter Maria Hofmaier gefallen. Diese Notheirat erschien nicht nur wegen der reichen Mitgift, sondern auch im Hinblick auf die vortreffliche Bildung des Mädchens in einem der ersten Pensionate — in einer immerhin noch günstigen Beleuchtung. Vater Hofmaier war, so sehr er einer Verbindung seiner Tochter mit einem schlichten Bürger widerstrebte, doch einer Mesalliance nach oben freudig geneigt. Frau Hofmaier dagegen äußerte lebhafteste Bedenken gegen den künftigen Eidam. Baron Camill war vor einem halben Jahr auf das väterliche Gut zurückgekehrt, nachdem er zwei Universitäten besucht hatte. Seinen Umgang hatte sich der junge Freiherr mit Vorliebe unter den zum Glück in unseren Tagen selten gewordenen Studenten gewählt, für welche die segensreiche akademische Freiheit nur zügellose Ungebundenheit bedeutet. Der übermüthige Ton, welchen er von der Hochschule heimgebracht, erwarb ihm in Glonheim keineswegs Beliebtheit. Baron Camill galt nicht mit Unrecht für einen eingebildeten und hochfahrenden Junker. Doch erfreute sich der junge Baron scharfen Verstandes, gewandter Umgangsformen und eines hübschen eleganten Aeußern. Dagegen spielte um den etwas breiten Mund ein geringschätzender herausfordernder Zug, der nicht nur als zufällige physische Erscheinung, sondern als Abglang der Sinnesart sich darstellte.

Mit dem goldenen Heiratsprojekt erwies sich Baron Camill, welcher überdies für die Reize der voll entwickelten schwarzäugigen Marie nicht unempfindlich schien, sogleich einverstanden. Er stellte es seinem Vater in nachlässigem Tone völlig anheim, alle nötigen Formalitäten möglichst rasch mit „Schwiegerpapa Gambrius“ abzumachen. Baron Camill hatte keine Ahnung, daß es nicht nur galt, Förmlichkeiten schnell zu erledigen, sondern gewichtige Steine des Anstoßes aus dem Weg zu räumen. Nachdem die entscheidende Unterredung zwischen dem alten Baron und dem Brauer zu beiderseitiger Zufriedenheit stattgefunden, hatte Herr Baltasar noch einen letzten Widerstand von Seite seiner Gattin zu überwinden. Da Frau Hofmaier seinen Gründen für diese Heirat über den Stand eben so triftige dagegen vorzuführen wußte, schnitt der Brauer allen weiteren Einspruch mit dem eheherrlichen Machtwort ab: „Und nun erst recht!“ Damit verließ er das Zimmer, um seine Tochter von dem ihr bevorstehenden Glück zu verständigen. Hofmaier glaube, der Boden tue sich unter ihm auf, als Marie bewegt, aber entschieden erklärte, dem jungen Baron nie und nimmer angehören zu können. In seiner ersten Bestürzung ward Hofmaier schier unheimlich sanft und fragte, was Fräulein Tochter gegen diese ehrenvolle Verbindung einzuwenden habe. Nach einigem Bögem, daß sie aber mutig niederkämpfte, erwiderte das Mädchen, daß sie den Georg Walter einmal in ihr Herz geschlossen und ihm oder keinem andern je ihre Hand reichen werde. Vater Hofmaier hatte sich nicht träumen lassen, daß Marie es wagen würde, trotz seines Nachtgebots noch an den Kleinbürgerlichen Zinngießer zu denken. Jetzt wallte es übermächtig in ihm auf. Er tobte geradezu, überhäufte seine Tochter in schonungsloser Weise mit Vorwürfen und erklärte schließlich in bündigster Form, daß es bei der Verbindung mit Baron Camill sein Bewenden habe,

sonst solle das Mädchen keine gute Stunde im Hause verleben. Als gute Tochter war Marie im Innersten erschüttert, des Vaters Willen widerstreben zu müssen, aber sie beharrte standhaft darauf, daß sie Georg Treue bewahren wolle und müßte sie darüber zu Grunde gehen. Da Herr Baltasar den unterschiedenen Charakter seiner Tochter kannte, so ließ er sich endlich herbei, mildere Saiten aufzuziehen. Er wollte Marien Bedenkzeit auswirken, während welcher sich der junge Freiherr gewiß ihre Neigung erringen würde. Von dem überspannten Zinngießer, der sich auf den Künstler hinausspielen möchte, sei, so lange er am Leben, nie und nimmermehr die Rede. Mit diesen Worten entfernte sich der Brauer, vor Aufregung einem Schlaganfall nahe, aus dem Zimmer. Hofmaier war bei all seinen Schwächen und seiner rauhen Art doch eine gerade Natur. So konnte er es nicht über sich gewinnen, Lindeneegg die Wahrheit zu verschweigen, sondern eröffnete ihnen mit dünnen Worten, daß vorläufig der geplanten Verbindung die unsinnige Neigung seiner Tochter für den jungen Zinngießer im Wege stände. Dabei sprach Hofmaier die sichere Ueberzeugung aus, daß es dem Herrn Baron Camill ein Leichtes sein würde, Marie für sich einzunehmen, wenn er sich nur dazu verstehen wollte, allen Ernstes um ihre Gunst zu werben. „Im Grunde ist dies auch der einzig richtige Weg,“ setzte der Brauer selbstbewußt hinzu, „und meine Tochter ist es wohl wert, daß man sich ein wenig Mühe um ihren Besitz nicht verbrießen läßt.“

Baron Camill verzog spöttisch den Mund. „Wenn Fräulein Marie ein bißchen Komödie vor der Verlobung liebt — meinethwegen!“ erwiderte er. „Die Hauptsache bleibt, daß die Geschichte nicht allzulange währt und die beiden, wie im Lustspiel, sich wirklich bekommen.“

„Falls der Herr Baron die ganze Sache nur als Komödie betrachtet — dafür ist dem doch meine Tochter zu gut!“ entgegnete Hofmaier unwillig und seine ohnedem gerötete Gesichtsfarbe näherte sich noch um einen Ton dem Karmin.

Der alte Freiherr warf seinem Sohn einen verweisenden Blick zu und richtete einige begütigende Worte an Hofmaier. Auch Baron Camill war klug genug, einzulenken, da er wohl wußte, daß der Brauer auch seinen Stolz besaß und eine geringschätzige Behandlung der etwas heiklen Angelegenheit ihn am Ende gar andern Sinnes machen könnte. So erklärte er denn, er wolle mit Herrn Hofmaiers Erlaubnis in aller gebührenden Form bei passenden geselligen Anlässen sich um des liebenswürdigen Fräuleins Gunst bemühen. „Den letzten Zinngießer werde ich bald kalt gestellt haben,“ fügte Camill höhniß lächelnd hinzu. Der Brauer verabschiedete sich bald darauf, im Innersten nicht eben erbaut von der leichtfertigen Weise seines künftigen Schwiegersohns. „Aber sei dem wie immer — er soll die Marie heiraten, ich habe einmal meine Zusage gegeben!“ sagte er zu sich, als er die unter seiner wuchtigen Gestalt ächzende haufällige Treppe des Schlosses hinabstieg. —

## IV.

Eine Gartenmusik mit Tanz, welche kurze Zeit darauf, an einem Augustnachmittag, in Glonheim stand fand, sollte dem Baron Camill, wie er meinte, die erwünschte Gelegenheit bieten, den Zinngießer kalt zu stellen und dafür im Herzen der schönen Marie eine verheerende Glut anzufachen.

Marie hatte Mittel gefunden, brieflich Georg von dem ihr zugedachten Geschick zu verständigen, aber auch die Umwandelbarkeit ihrer Gesinnung zu beteuern. Wie drängte es nimmermehr den jungen Mann, sich einmal mit der Geliebten mündlich auszusprechen! So wagte es Georg trotz alledem, Hofmaiers Grimm zu trotzen und Marie zu einem Walzer aufzufordern, den sie ihm auch freudig zusagte. Während des Tanzes konnten sie nur wenige Worte wechseln, und so gelobten sie sich ohne Phrasen, aber heiß und innig, in Treue anzuharren bis auf bessere





Galerie schöner Frauentöpfe. (Vergißmeinnicht.)

Zeiten. Mit anderen mußten sich nun auch Georg und Marie in die Reihe stellen, um für die folgenden Tänzerpaare Raum zu geben. Jetzt erachtete Baron Camill, der mit Enttäuschung die bodenlose Reckheit des Zinngießers beobachtet hatte, die künftige Freiein von Lindenegg zum Tanz aufzufordern — den Moment für gekommen, den Handwerker moralisch zu vernichten. Er trat hinzu und wandte sich, indem er mit unbeschreiblicher Verachtung an Georgs Stelle nur leeren Raum zu sehen schien, mit ehrethätiger Verbeugung an Marie: „Darf ich mir erlauben, Sie um eine Extratour zu bitten, mein Fräulein?“

Das Mädchen war zusammengeschrumpft, als sie den jungen Baron plötzlich vor sich sah. Sie erriet aus seiner ganzen Haltung, daß er es darauf abgesehen, ihren Geliebten zu demütigen. Ein Blick auf Georg zeigte ihr aber sogleich, daß dieser nicht gewillt sei, sich ungestraft eine Kränkung bieten zu lassen. Marie gelobte sich — entstehe daraus was immer — auf Georgs Seite zu stehen. Indem sie den Gruß des Barons artig aber gemessen zurückgab, erwiderte sie nur: „Mit Vergnügen, Herr Baron, wenn mein Tänzer damit einverstanden ist.“ Zu Georg hatte es heftig aufgewallt über die so offen beleidigende Art, womit der Freiherr ihn als nicht vorhanden betrachtete. Sich mühsam beherrschend sagte er nun: „Es ist allerdings meines Wissens der Brauch, Herr Baron, daß der Tänzer ebenfalls um seine Zustimmung zu einer Extratour gefragt wird.“

„Möchten Sie mir dieselbe etwa versagen? Das wäre doch mehr als lächerlich!“ versetzte Baron Camill höhrend und pflanzte sein Vornom ins Gesicht. Der Nachdruck, den der Freiherr auf das Wörtchen „Sie“ gelegt, klang noch weit verletzender, als die darauf folgenden Worte.

„Gut, dann werde ich, so lächerlich ich in Ihren Augen erscheinen mag, eben doch von dem in jeder anständigen Gesellschaft geltenden Recht Gebrauch machen, Herr Baron,“ erwiderte Walter in entschiedenem Ton. „Ich werde vorziehen, den Walzer zu Ende zu tanzen; es müßte nur Fräulein Marie selbst dies nicht wünschen.“

„Ich bin mit Ihnen engagirt, Herr Walter, und habe mich für diese Tour wohl Ihren Wünschen zu fügen,“ nahm das Mädchen das Wort. „Vielleicht wird mir ein anderes mal das Vergnügen, Herr Baron,“ setzte sie mit kühler Höflichkeit hinzu.

„Das ändert freilich die Sache, mein Fräulein,“ erwiderte Camill vor Ingrimm bleich, „und es erübrigt mir nur, zu verzichten. Mit Ihnen würde ich noch ein Wort zu reden haben,“ wandte er sich an Georg, „wenn ich mit einem Manne zu tun hätte, von dem ich Satisfaction verlangen könnte.“

„Satisfaction — verlangen Sie dieselbe nur, Herr Baron,“ entgegnete Georg mit funkelnden Augen. „Ich stehe zu Diensten; nicht umsonst habe ich in meinem Militärjahr die Führung der Waffen erlernt!“

Der junge Freiherr lachte spöttisch auf. „Ich glaube, Sie sind nicht recht bei Trost! Fehlt mir jaust noch, mich mit einem Handwerker zu schlagen. Wenn es sich zwischen uns um ein Schlagen handelte, so wäre es wohl nur meine Reitpeitsche, die in Tätigkeit käme.“

Georg zuckte jählings zusammen. „Herr Baron, Sie sind ein . . .“ begann er, hielt aber noch einmal an sich, als Marie ihm einen ängstlich stehenden Blick zuwarf. Und um der Geliebten willen wollte er einen stürmischen Austritt vermeiden. „Nein, ich will mich nicht auf eine Stufe mit Ihrem unverschämten Benehmen setzen,“ fuhr er fort, „aber ich kann ja warten. Noch in diesem Jahr erhoffe ich, wie Sie selbst meines Wissens auch, die Ernennung zum Reserveoffizier. Dann werden Sie als Kamerad mir Satisfaction nicht mehr verweigern können.“

Baron Camill blickte etwas verblüfft darein. Diese Wendung kam ihm höchst unerwartet. Achselzuckend entgegnete er: „Sie werden mich doch nicht glauben machen, daß man einen bürgerlichen Zinngießer zum Reserveleutnant vorschlagen wird?“

„Doch, Herr Baron,“ erwiderte Georg kalt, „da ich künftig mein Geschäft fabrikmäßig im Großen betreiben werde, so habe ich bereits den Antrag gestellt, daß meine Firma als Fabrik von Zinnwaaren beim Handelsgericht eingetragen wird. Und dem Fabrikbesitzer pflegt man ja das Patent eines Reserveoffiziers nicht zu versagen.“

Auch diese nüchterne Erklärung kam Baron Camill sehr überraschend. Darauf ließ sich freilich nicht viel mehr entgegenen. Es hatten sich auch schon einige Neugierige, durch den erregten Ton des Streiters aufmerksam geworden, genähert. Baron Camill begann einzusehen, daß er diesmal nicht auf dem richtigen Wege sei, den Zinngießer kalt zu stellen und kam sich im Gegenteile selbst etwas kalt übergossen vor. Somit erachtete er es als das Klügste, einen möglichst geordneten Rückzug anzutreten.

„Beenden wir diese Szene; ich bin es nicht gewöhnt, einem beliebigen Publikum Komödie vorzuspielen,“ nahm er hochfahrend das Wort. „Mit dem Herrn Reserveleutnant Walter wäre ich nicht abgeneigt, seinerzeit diese Erörterung wieder aufzunehmen.“

„Ich würde es mir zum Vergnügen schätzen, Herr Baron,“ versetzte Georg kühl. Hierauf verabschiedete sich der Freiherr mit gezwungenem Lächeln von Marie und entfernte sich, voll gehässigen Grimm auf den Handwerker, der es gewagt, ihm die Spitze zu bieten.

Die Kunde von diesem Zusammenstoß verbreitete sich rasch unter den Anwesenden und die meisten gönnten es dem anmaßenden Baron Camill, daß ihm der junge Bürger, an dem er sich reiben gewollt, so tüchtig heimgeleuchtet hatte. Als Balthasar Hofmaier von dem Vorfall erfuhr, erzürnte er sich zunächst heftig darüber, daß seine Tochter es gewagt, nicht nur mit Walter zu tanzen, sondern auch noch für ihn gegen den ihr zugebachten Baron Partei zu nehmen. Im Grunde seines Herzens aber war der Brauer auch von dem brutalen Benehmen seines künftigen Eidams keineswegs erbaut und mußte sogar unwillkürlich Georg, der sich so mutig und maßvoll benommen, seine Anerkennung zollen. Baron Camill erschien Hofmaier überhaupt bei näherer Bekanntschaft nicht mehr so wünschenswert als Schwiegersohn, wie anfänglich; aber er dachte doch nie daran, sein einmal gegebenes Wort zurückzunehmen. Es war ja schon ein öffentliches Geheimnis in Glonheim, daß Baron Camill sich um die Hand seiner Tochter bewarb, und den Ge-fallen mochte Hofmaier den Leuten nicht erweisen, daß sie über die Auflösung der geplanten glänzenden Verbindung ihre Glossen machten. Zudem hoffte der Brauer, daß, wenn nur erst die Heirat geschlossen, es seiner klugen und entschiedenen Marie wohl gelingen würde, einen günstigen Einfluß auf den hochfahrenden Freiherrn auszuüben. Freilich mußte vor allem Marie sich dem Baron geneigter erweisen, als bis jetzt der Fall war. Seit dem kurzen aber bedeutsamen Austritt beim Gartentanz hielt das Mädchen fester denn je an Georg, den sie im Vergleich mit Baron Camill nun doppelt schätzen gelernt. Der junge Freiherr versäumte zwar keine Gelegenheit, die Scharte auszuweizen und zeigte sich unermüdet als aufmerksamer und immer dringenderer Verehrer Mariens. Diese verhielt sich stets in den Schranken gemessener Artigkeit, aber durchaus ablehnend.

Eben dieser Widerstand, den der eingebildete Camill für unmöglich gehalten hätte, ließ ihm Mariens Reize immer begehrenswerter erscheinen, und er wollte nunmehr alles aufbieten, sie zu gewinnen. Dabei steigerte sich sein Groll gegen den jungen Walter, den er mit Recht als das Haupthindernis auf seinem Wege zu Mariens Gunst betrachtete, immer heftiger.

## V.

Der mit Spannung erwartete Sonntag, in dessen Nachmittagsstunden das Glonheimer Schwendendrama sich abspielen sollte, hatte alle Hoffnungen auf günstiges Festwetter glänzend erfüllt. Schon vom frühen Morgen an strömten Schaaren von

Zuschauern herbei. Besonders zahlreich waren die Landleute von den nahen Bergen vertreten. Wenn es ein fröhliches Fest mitzufeiern gilt und gar ein Schauspiel geboten wird, da scheut das lebenslustige Volk der bayerischen Berge nicht weiten Weg, nicht Zeit und nicht Geld!

In der ersten Nachmittagsstunde eilten von allen Seiten die jungen Glonheimer, welche die Stelle der Schweden übernommen, auf ihren Sammelplatz. Hierzu war, ebenso aus Verpflegungs- als strategischen Rücksichten, ein auf einer Anhöhe eine halbe Stunde von der Stadt gelegenes Wirtshaus ausersehen. Bald begannen sich aus dem Wirrwarr einzelne Haufen abzusondern und in sich zu ordnen. Das kleine Heer war vortrefflich organisiert: Hauptleute und Lieutenants, aus gedienten Soldaten gewählt, übernahmen ihre Kompagnien und Rotten. So gut es anging, war Sorge getragen, daß wenigstens die einzelnen Trupps gleichmäßig adjutirt waren. Neben einer Abtheilung Pikeniere stand ein Trupp Musketiere mit Gabelstöcken, worauf sie ihre unförmlichen Radtschloßmusketen stützten, denen freilich nur eine stumme Rolle zugeordnet blieb. Damit aber auch das fröhliche Knallen, welches zur Würze des kriegerischen Schauspiels unentbehrlich war, zu seinem Recht käme, hatte man frischweg die historische Treue geopfert und etliche Trupps mit Gewehren der Neuzeit ausgerüstet. Die Reiterei war durch eine nicht zahlreiche, aber gut berittene Schaar Dragoner vertreten.

Den höchsten Stolz des schwedischen Heeres bildete aber das Geschützwesen, vier wirkliche Feldschlangen, welche aus längst vergangenen Zeiten noch im Rathhaus aufbewahrt waren. Ohne Kanonendonner — wenn auch nur aus Böllern — kann sich der Altbaier nicht einmal das friedlichste Fest denken, und heute durfte derselbe vollends gar nicht fehlen. Für diesen besonderen Anlaß hatten die Väter der Stadt großmütig die seit Jahrhunderten verstummten Feldschlangen zur Verfügung gestellt. Dieselben wurden zuvor vorsichtig probirt, damit nicht etwa ein altersschwaches zerpringendes Geschütz jählings die Festfreunde stören möchte. Zum Jubel der Glonheimer erwiesen sich die ehrwürdigen Kartauen noch kriegstüchtig, und vier gediente Artilleristen übernahmen als Konstabler den Befehl über die Geschütze und die Einübung der bedienenden Stückknechte. Schon Wochen vorher waren alle Schweden tüchtig gedrillt worden, und so vollzog sich jetzt auf das Kommando der Führer die Herstellung einer Schlachtordnung in soldatisch gewandter Weise. Nun wälzte sich eine mächtige Staubwolke, von dröhnenden Pferdehufen aufgewühlt, auf der Landstraße einher und der schwedische Oberfeldherr kam mit seinem glänzenden Gefolge angesprengt.

Dieser Feldherr war niemand Geringerer — als der junge Freiherr Camill von Lindeneck. Seine Ernennung war zwar auf manchen Widerspruch gestoßen, besonders von Seiten der jungen Glonheimer, welche dem Baron wegen seines neulichen Verhaltens gegen den beliebten Georg Walter nicht eben grün waren. Doch wußte es der gebietende Herr Baltasar Hofmaier, der natürlich im Komité eine gewichtige Stimme führte, durchzusetzen, daß seinem künftigen Schwiegersohn diese Ehrenstelle zugesprochen wurde. Anfangs war Baron Camill versucht gewesen, jede Teilnahme an dem Bürgerpiel geringschätzig abzulehnen. Da sich aber auch Gutsbesizersöhne und sonstige junge Leute aus höheren Ständen beteiligten, fand er keinen Grund mehr, sich auszuschließen, zumal ihm eine so hervorragende Rolle zugeordnet wurde. Der junge Freiherr schmeichelte sich, daß er hoch zu Ross, in der malerischen Tracht als schwedischer Feldobrist doch auf die schöne, nur zu spröde Marie seinen Eindruck nicht verschlen würde. Der alte Lindeneck hatte, wenn auch unter manchem Seufzer, für Anschaffung eines prächtigen Kostüms bedenklich tief in die Kasse greifen müssen. „Papa Gambrius wird schon dereinst für die Ehre zahlen, daß sein Schwiegersohn in spe die glänzende Figur bei dem Spektakel spielt“, beschwichtigte Baron Camill leichtthin die Bedenken seines Vaters. Das Kostüm machte auch in der That dem kunstfertigen Schneider aus der Residenz alle Ehre und leidete den

jungen Freiherrn vortrefflich. Manches Mädchen beneidete im stillen Hofmaiers Marie um den stattlichen Kavaliere, der ja bald, wie es das Gerücht wissen wollte, ihr Bräutigam würde.

Es gab nun ein gar farbiges Soldatenbild, als sich auf das Kommando der Hauptleute die Schwedischen zum Empfang ihres Feldherrn anschlössen. Die Pikeniere warfen sich mit aufgerichteten Speeren und vorgelegtem rechten Fuß in gravitatische Haltung und die Musketiere standen auf ihre langen Gewehre gestützt und hatten die Gabelstöcke vor sich in den Boden gestoßen. Die Fähnriche schwenkten grüßend ihre mächtigen blaugelben Fahnen, und Trommelwirbel, Pfeifenklang und Trompetensanfaren ertönten lustig, während der Oberbefehlshaber mit seinem Stabe stolz die Reihen entlang sprengte.

Mit dem Schlag zwei Uhr ertönte ein Böllerschuß, das Zeichen zum Beginn des kriegerischen Spiels, und das schwedische Heer begann gegen die Stadt vorzurücken.

In Glonheim waren um diese Stunde schon die Darsteller von Bürgermeister und Rathsherren in ihrer ehrwürdigen Tracht auf dem Rathhaus versammelt. Zur Späße ausgesandte städtische Reiter kamen angesprengt und brachten die Kunde von der Annäherung des Feindes. Trommelsignale riefen alsbald die Bürger zusammen, welche sich in Wehr und Waffen eiligst auf dem Rathhausplatz um die Führer der Fähnlein und Rotten scharrten. Nun erschien ein schwedischer Parlamentär von einem Trompeter begleitet — beide hoch zu Ross — vor der Stadt und ward vor das Rathhaus geleitet. Hier forderte er die Glonheimer auf, sich binnen längstens einer halben Stunde der Heeresmacht der erlauchten Königin Christina von Schweden zu übergeben.

Nachdem sich der hohe Rat über den bedenklichen Fall beraten, erteilte der Bürgermeister vom Balkon herab dem Parlamentär eine stolz abschlägige Antwort. Dieser erwiderte noch ein paar drohende Worte, gab seinem Ross die Sporen und ritt zu den Seinigen zurück. In einer dramatisch wirklichen Rede forderte nun der Bürgermeister die Glonheimer auf, Blut und Leben in Verteidigung der geliebten Vaterstadt hinzugeben.

Im Sturmschritt eilten darauf die Bürger an die ihnen zur Verteidigung angewiesenen Plätze. Bald entbrannte lebhafter Kampf auf allen Seiten; das Pulver ward an diesem Tage in Glonheim wahrlich nicht gespart! Insbesondere knallten die wackeren schwedischen Stückknechte von einer beherrschenden Höhe aus mit ihren Feldstücken drauf los, daß die Vorstellung eines wirklichen Treffens in den Zuschauern geweckt wurde. Es lag förmlich etwas so Berausches im Donner der Geschütze und dem Knattern des Kleingewehrfeuers, daß die Stimmung der am Kriegsdrama Beteiligten immer mehr sich erhitzte und die altbayerische Kampfs- und Rauflust sich zu regen begann. Einzelne nahe aneinander geratene Häuslein Glonheimer und Schwedischer feuerten sich bedenklich nahe ins Gesicht. Ja es hatte sich an mehreren Stellen, wo in der Hitze des Gefechts kein Teil dem andern weichen mochte, ein recht kriegsgetreues Handgemenge entsponnen. Etliche dabei ruhmvoll erworbene Wunden und Schrammen wurden von den kampflustigen Streitern gar nicht beachtet. Immerhin aber schien es an der Zeit, daß nunmehr auf ein Trompetensignal die Glonheimer programmäßig überall vor den siegreich andringenden Schweden weichen und sich auf den Marktplatz zurückziehen mußten. Als Schlußeffekt des kriegerischen Schauspiels sollte noch ein Trupp städtischer Reiter den in Glonheim einreitenden schwedischen Dragonern sich entgegenwerfen. Die beiderseitigen Reitereschaaren, welche bisher noch nicht ins Gefecht getreten, brannten schon vor Ungeduld, gleich ihren Kampfgenossen zu Fuß, endlich auch mit dem Gegner zusammenzustößen.

Zum Anführer der glonheimer Reitertruppe war Georg Walter gewählt. Derselbe war zwar ursprünglich von seinen Kameraden zum städtischen Feldhauptmann ausersehen, hatte aber abgelehnt und sich mit der bescheideneren Rolle begnügt. Als Oberbefehlshaber der Glonheimischen hätte Georg nicht

umhin gekonnt, häufig mit Baron Lindenegg, als dem schwedischen Feldherrn, behufs Feststellung des Kampfspiels in Verlehr zu treten. Begreiflicherweise wollte er aber nach dem ernstern Vorgang beim Tanz mit dem Baron vorerst nichts zu tun haben. Nach dem vereinbarten Verlauf des Scheingefechts

sollte erst nach dem Reiterangriff der schwedische Feldherr mit seinem Stab triumphirend in die Stadt einziehen. Somit schien ein von Georg zwar nicht gefürchtetes, aber auch nicht erwünschtes Zusammentreffen mit dem Freiherrn während des kriegerischen Spiels vermieden. (Schluß folgt.)

## Der Neugeborene.

Nach Adrien Dézamy von Rudolf Lavant.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

In eines Arbeitsmanns Daheim! — Im Bett,  
Dem weißen, saubern, ruht sie ernst und bleich,  
Die junge Mutter; ärmlich, aber nett  
Hält diese Frau ihr kleines, enges Reich.  
Der Mann tritt ein, die nervigen Arme nackt,  
Die Stirn gebräunt, und setzt sich neben sie,  
Bewegt und froh. Die sonst den Hammer packt,  
Die schwielenreiche Hand, wird zart wie nie.  
Es ist, als ob er eine Rose pflückt,  
So zaghaft nimmt er auf den Arm das Kind,  
Bewundert es und lacht es an und drückt  
So manchen Kuß auf seine Wange lind.

Er plaudert mit dem Kleinen: „Das macht Mut!  
Ein Sohn, ein Erbe! Püppchen, warte nur —  
Man tut die Arbeit noch einmal so gut,  
Doch seh ich Abends öfter nach der Uhr!  
Denn komm ich heim, dann bist du da, Patron,  
Dann wiegt man dich, dann schäkert man mit dir. —  
Frau, er ist wirklich hübsch, dein kleiner Sohn!  
Dir sieht er ähnlich, aber niemals mir!“  
Die Mutter flüstert: „Aber schweige doch!  
Er schläft ja süß und fest — siehst du das nicht?“ —  
„Geht das so fort, erwacht der Schelm mir noch!“  
Fügt sie hinzu mit schmollendem Gesicht.

Sie schmollt und ist so glücklich doch und froh!  
Der Mann gehorcht, dem kleinen Kerl zulieb,  
Und er verstummt und überwältigt so  
Des eignen Herzens ungestümen Trieb.  
Doch seine Freude macht sich siegend Luft —  
An seinen Wimpern hängt ein Tränenpaar.  
So bringt der Liebesrose feinsten Duft  
Der stumme Mann dem jungen Weibe dar,  
Und dieser Mann, so trotzig, derb und rauh,  
Dem sonst kein Wort der Schmeichelei gelingt,  
Vermittelt so der blaffen jungen Frau  
Das Lied der Lieb, das ihm im Herzen klingt.

## Der Hopfen und seine Wirkungen auf den menschlichen Organismus.

Von Dr. A. L.

Wer kennt nicht diese höchstwachsende Pflanze sämtlicher Kultivirten Gewächse? Keine andere erreicht gleich ihr die Höhe von 15 bis 18 Metern, welche sie windend emporklimmt. Dieses kräftige Gewächs findet sich fast in halb Europa wild vor, wird aber jetzt ihres Nutzens wegen sehr viel angebaut. Nach Linné heißt die Pflanze *Humulus lupulus*, und man unterscheidet männliche und weibliche Hopfenpflanzen, da einige derselben nur Blüten mit Griffeln in den bekannten Fruchtzäpfchen (Käzchen, auch kurzweg Hopfen genannt) tragen, während die andern gelbliche Blüten mit nur Staubgefäßen zeitigen, die in Rispen stehen, also keine Käzchen und auch keine Früchtchen bilden.

Der Hopfen gehört zu den narotischen Pflanzen, da der Geruch, welchen derselbe verbreitet, betäubende, einschläfernde Wirkung ausübt, weshalb man an Stelle des Opiums ein Hopfenkissen von Hopfenzäpfchen gebrauchen könnte, um Schlaf hervorzurufen. Uebrigens sind die medizinischen Eigenschaften des Hopfens mannichfaltig. Ein mildes und angenehm-aromatisches Mittel ist ein Aufguß und eine Tinktur des Hopfen. Sie wirken, namentlich wenn die Haut warm erhalten wird,

äußerst schweißtreibend. Zuverlässiger in der Wirkung ist das Hopfenmehl aus den Zäpfchen. In Extraktform wird der Hopfen öfters gegeben, um Unruhe, die infolge von Erschöpfung oder Ermüdung entstanden, zu erleichtern, um Schlaf bei der Schlaflosigkeit infolge von Wahnsinn und andern Krankheiten zu veranlassen, um die nervöse Aufregung zu besänftigen und den Schmerz bei Gicht und Rheuma zu vermeiden. Bei schmerzhaften Geschwülsten wird der Hopfen als Berteilungsmittel in Form von Umschlägen oder als Räucherungsmittel angewandt.

Die Benutzung des Hopfen zu medizinischen Zwecken aber ist nur ein ganz verschwindend kleiner Bruchteil der Anwendung desselben. Im großartigen Maßstabe wird er bekanntlich bei der Bierbereitung verwertet. Die medizinischen Eigenschaften des Hopfen werden nun auch in einem gewissen Grade durch die Flüssigkeiten, in denen er angewendet wird, wirksam. Er macht daher das Bier zum reizenden, sowie auch zum kräftigen Getränk.

Das Bier ist eins der ältesten Getränke. Der Ursprung, aus Gerste ein süßes, durch Gährung genießbares Getränk zu



Der Neugeborene.

machen, darf wohl schon bei den Egyptern, namentlich in der altegyptischen Stadt Pelusium, sodann bei den Griechen und Spaniern gesucht werden. Jedenfalls steht soviel fest, daß die Erfindung des Bieres ins Altertum gehört, aber die Kunst, ein Bier herzustellen, welches lagerfähig ist und durch ein ganzes Jahr und länger trinkbar erhalten werden kann, ist neueren Ursprungs, sie gehört unbezweifelnd den Germanen an, und hat bis in unsere Zeit herab eine Vervollkommnung erreicht, daß man kühn sagen kann, das Bier ist in vielen Fällen andern Getränken vorzuziehen, und es hat diese veredelte Bierbereitung sich vom Niederrhein jetzt fast über alle Länder Europas und Amerikas verbreitet.

Das Getränk, das wir Bier heißen, ist der gegohrene wässerige Auszug des gekeimten Getreides mit Zusatz von Hopfen, denn ohne denselben würde das Bier bald sauer werden, d. h. effigte Gährung erleiden. Die Zusetzung des Hopfens zur Bierwürze in der Absicht, dem Biere Geschmack, Klarheit und Ausdauer zu verschaffen, ist nicht so alt als die Bierbrauerei überhaupt.

Heute ist die Bierbrauerei von allergrößter Bedeutung, und es ist für bierbrauende Länder der Hopfenbau eine der wichtigsten Aufgaben der Landwirtschaft, zugleich aber sind auch die verschiedenen Hopfensorten je nach dem Orte ihres Wachstums von hohem Wert für das Brauereigeschäft. Das Bier ist vielfach ein Nationalgetränk, ja sogar in Ländern, wo sonst mehr Wein als Bier getrunken wurde. Es ist ein Nahrungsmittel für einen großen Teil der Bevölkerung und wird von vielen Ärzten als blutbereitendes Getränk empfohlen. Die Frage, ob das Bier ernährend wirkt, hat allenthalben unter den Chemikern eine Debatte hervorgerufen, die durch v. Liebig schließlich dahin beantwortet wurde, daß das Bier in dem Sinne der neuern Chemie seinen Bestandteilen nach nicht als ernährend betrachtet werden könne, denn dazu mangle ihm ein erheblicher Stickstoffgehalt. In den Ländern, in denen vieles und gutes Bier getrunken wird, lehrt die Erfahrung und gemeine Praxis jedoch, daß dem nicht so ist; vielmehr zeigt sich, daß eine große Fettproduktion, sei es nun durch Ablagerung im Muskelfleisch oder in den Fettgeweben, durch den Biergenuß hervorgerufen wird und hierdurch ein Zunehmen am Volumen des Trinkers zu gegeben werden muß.

Um aber ein Bier zu erzielen, das die Eigenschaften eines solchen Getränkes hat, welches zu den guten gezählt werden kann, muß vorzüglich auf den Hauptzuzug von Hopfen gerechnet werden. Nur einjähriger Hopfen von einer guten Lage kann und darf zur Bierwürze als konservirender Zusatz genommen werden, denn schon ein Jahr alter Hopfen hat seinen würzigen Geruch, der vom äterischen Hopfenöl herrührt, verloren, seine Doldenblättchen werden braun, brüchig, herb-schmeckend und entwidelte im engen verschlossenen Raume einen dem Käse ähnlichen, fast fauligen Geruch.

Der Hopfen besteht nämlich aus äterischem flüchtigen Oele, bitterem Extraktivstoffe, Harz und Gummi; der Hopfenstaub oder das Lupulin und das äterische Del befinden sich in den Drüsen der Blattwirbel der Äspchen. Je mehr Del vorhanden, desto kräftiger ist der Hopfen. Durch das Alter verflüchtigt sich das Del und somit geht seine eigentliche Güte verloren. Derjenige Hopfen, welcher eine sonnige Lage genossen hat, enthält mehr äterisches Del und hat deswegen einen Vorzug. Enthält der Hopfen zu viele samenähnliche Kügelchen, so gibt er dem Biere einen unangenehmen Geschmack.

Unrichtig wäre es, die Wirksamkeit des Hopfens allein vom Lupulin abzuleiten, wenn auch der größte Teil der Wirkungen in ihm liegt, denn die Deltröpfchen haben ganz ähnliche Bestandteile wie dieses. Das Lupulin, das bei jungem Hopfen rund ist, wird bei altem dunkler und edig, verhärtet sich und verliert an Delgehalt; der Geruch wird schwächer wegen der Verharzung und Verflüchtigung des Oels; mit einem Worte: der alte Hopfen wird schlechter und seine Wirkung geringer und nachteilig.

Die Wirkungen guten neuen Hopfens im Biere sind aber

sowohl auf das Getränk, als auch auf den Trinker nur vorteilhaft. Das äterische Del des Hopfens hat die Kraft, die Belebung des Körpers zu heben, welche sich auf die Tätigkeit des reizbaren, wiederschaffenden Wirkungskreises äußert, wodurch der Umlauf der Säfte befördert, daher die Wärme und der Blutandrang nach der Haut erhöht und deren Tätigkeit gehoben wird. Der Bitterstoff des Hopfens hebt die aus dem Malze herrührende Süße auf und wirkt konservirend für die Haltbarkeit des Bieres. Denen aber, welche mit schwachen Verdauungsorganen begabt sind, könnte der Hopfen, wenn nicht nachteilig, doch unangenehm sein, allein durch das äterische Del des Hopfens in Verbindung mit dem im Hopfen vorhandenen bitteren Extraktivstoff, welche beide mit dem Malzzucker der Gerste das Bouquet des Bieres bilden, wird die Energie des Magens gesteigert, und beide Stoffe können selbst die durch die Schläffheit der Muskelfasern des Magens entstandene verminderte Energie, entweder teilweise oder gänzlich beseitigen. — Man wird finden, daß nach Genuß von gesundem, aus jungem guten Hopfen gebrauten Biere jeder Trinker ein Gefühl von angenehmer Wärme im Magen wahrnimmt, welche sich allmählich dem ganzen Körper mitteilt und vermehrte Munterkeit verursacht. Die reizenden Eigenschaften des bitteren Bieres rühren von altem und schlechtem Hopfen her.

Bei verschiedenen deutschen Bieren, als Salvator und Bod, den schwäbischen, den fränkischen, erlanger, nürnberg und münchener Bieren, den fulmbacher, merseburger und allen bessern Sorten von braunen Bieren ist Gerstenmalz in vorherrschender Menge vorhanden und nur soviel Beimischung von jungem und gesundem Hopfen, als zur Konservierung notwendig ist; dagegen weichen Pale-Ale, Porter, schottische Ale, die belgischen Biere von den vorgenannten sehr ab und sind nur in England und Belgien sehr beliebt, so am meisten das Lambic- oder Farrobier, weil noch anderes als Hopfen und Malz beigelegt ist. Allen diesen Bieren ist jedoch Hopfen auch in sehr schonender Weise beigegeben:

Geradezu nachteilig sind die Wirkungen der Biere, denen alter verdorbener Hopfen beigelegt ist. Die Wirkungen des alten, meistens aber durch Schwefeln scheinbar neu aussehenden Hopfens sind, weil sie an der gehörigen Quantität von Lupulin, äterischem Oele und angenehm schmeckendem bitterem Extraktivstoff Mangel leiden, von großem Nachteil für die Gesundheit. Sie erregen Betäubung, namentlich bei etwas zu reichlichem Genuß solchen Bieres. Abgesehen von der narkotischen (betäubenden) Wirkung des Hopfens überhaupt, ist die des alten um so vorherrschender, weil Biere mit altem Hopfen gebraut, mit solchem übersezt werden müssen. Der Genuß dieser Biere äußert sich auf den menschlichen Körper durch mancherlei üble Wirkungen, als Schlaf, Trunkenheit, verdorbener Magen, Frösteln der Haut, Eingekommenheit des Kopfes, überhaupt durch dasjenige üble Befinden, welches Trinker den Katzenjammer nennen. Durch den Verlust des frischen Lupulins hat der alte Hopfen außerdem den Nachteil, daß er die Biere übel-schmeckend macht. Man kann daher die Verwendung von altem, ölarmen Hopfen als eine Verfälschung der Biere ansehen; allein die schlimmsten Folgen übt bei solchen Bieren, welche mit altem Hopfen gebraut werden, der Zusatz anderer der Gesundheit fast noch mehr nachteiligen Substanzen, als der alte Hopfen selbst. Wir sprechen hier nicht von den Beimischungen, welche, wenn sie auch nicht gebilligt werden können, ohne Nachteil auf den Organismus sind, sondern wir heben nur die hervor, welche absolut der Gesundheit schaden.

Als unschuldig werden die bezeichnet, welche nur angewendet werden, um den Zuckerstoff im Malze durch Zusatz von Syrup zu erzeugen, oder auch durch schwarzgelochten Syrup, durch Hollunderbeeren oder Laktrizenast dem Biere eine dunklere Farbe zu geben. In England wird viel gebrannter Zucker verbraucht; an manchen Orten wird, um ein Aufbrausen des Bieres zu bewirken oder allenfallsige eingetretene Säure niederzuschlagen, kohlensaurer Kalk, d. h. Kreide, in das Bier getan, wiewohl, wenn im ganzen gutes Material zum Brauen genommen wurde,

und wenn man die Gährung gehörig einleitete, das Bier genug Zuckerstoff und Gummi in Lösung erhält, solche Mittel nicht in Anwendung zu kommen brauchen. Auch die aufgelöste Haulenblase soll häufig gebraucht werden, um aus saurem Biere trinkbares zu machen. Alle diese erwähnten Zusätze sind nicht so schädlich als die Surrogate, welche dazu dienen sollen, den Hopfen teilweise zu ersetzen, wie überhaupt dem Biere eine gewisse Bitterkeit oder vielmehr berausende Eigenschaften zu geben; zu diesen rechnen wir Wermut, Koffelkörner, Volsch, Quassia, Bitterklee, spanischen Pfeffer, Paradieskörner, Koriander.

Das Kontingent von krankhaften Erscheinungen, die durch den Genuß von Bier aus altem Hopfen herbeigeführt werden, ist ein sehr zahlreiches. Der Genuß solcher Biere verursacht schon nach einigen Tagen, daß die Verdauung sich verlangsamt, daß der Trinker nach der Mahlzeit sich nicht erquickt, gestärkt und heiter fühlt, sondern eine Schwere, Müdigkeit und Trägheit im ganzen Körper bemerkt; weder zu geistigen, noch viel weniger zu körperlichen Arbeiten ist er aufgelegt, auch ist er gezwungen, öfters zu gähnen, er wird schläfrig und nach jeder nur etwas reichlichen Mahlzeit folgt ein wenig erquickender Schlaf.

Und fragt man sich, warum schlechter Hopfen, zum Bierbrauen verwendet, die oben erwähnten „Kazenzammer“ hervorruhenden Wirkungen hat? so lautet die Antwort: einmal, weil er verdorben ist, zum andern, weil verdorbener Hopfen Zusätze zum Biere verlangt, die als solche schon der Gesundheit nachteilig sind.

Fragen wir uns schließlich noch, ob das Schwefeln des Hopfens für die Gesundheit nachteilig ist, so ist zunächst auseinanderzusetzen, welcher Hopfen geschwefelt wird, ob junge gute gesunde Waare, oder ob verdorbener neuer oder gar alter schimmlicht gewordener Hopfen dadurch aufgefrischt wird. Erstere

Waare bedarf des Schwefelns nur zur Konservierung, z. B. zum überseeischen Versand, sollte aber dennoch auch junger Hopfen geschwefelt worden sein, so sind keine nachteiligen Folgen von dieser Manipulation mit dem Bier auf den menschlichen Organismus zu fürchten, wenn zum Schwefeln nur möglichst arsenikfreier Schwefel verwendet und der Hopfen dabei nicht auf Kupferplatten gelegt wurde. Anders ist das Verhältnis, wenn alter Hopfen in betrügerischer Absicht geschwefelt zur Bierbereitung kommt. Nach v. Liebig's Ansicht und wie vielfache Versuche ergeben haben, ist das Schwefeln für die Haltbarkeit des Hopfens sehr nützlich, da bei einer richtigen Behandlung dasselbe auf die verharzenden Bestandteile konservierend wirkt, namentlich wenn es sofort nach der Ernte des Hopfens geschieht. Zwar ist nicht zu verkennen, daß durch das Schwefeln des Hopfens mitunter dem Handel mit altem Hopfen Vorschub geleistet wird, da bereits nicht mehr gute Waare durch diese Manipulation so präparirt werden kann, daß dieselbe für das ungeübte Auge als neuer Hopfen gilt, namentlich wenn junger und alter Hopfen gemischt und hydraulisch gepreßt in den Handel kommen. Es gibt jedoch bestimmte Anzeichen, welche alten geschwefelten Hopfen auf den ersten Blick erkennen lassen. Die dunkeln Blätter des alten Hopfens werden durch das Schwefeln hellgelb, was bei den überwiegend grünen Blättern des jungen Hopfens nicht der Fall ist; schwarze, schimmlichte Blätter und Blütenstiele, wie auch die noch grünen Stellen des alten Hopfen erscheinen nach dem Schwefeln gelblich, dagegen beim jungen mehr blaßgrün; das rotgelbe oder gar schon bräunlich gewordene Blütenmehl des alten Hopfens wird heller, als sonst beim jungen Hopfen. Ein Hauptkriterium aber ist der Geruch. Junger, aber dennoch geschwefelter Hopfen riecht aromatisch angenehm und lebhaft, dagegen ist beim alten geschwefelten Hopfen der Schwefelgeruch vorherrschend.

## Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(12. Fortsetzung u. Schluß.)

### X.

Fast schien es eine von höherem Willen geleitete Fügung zu sein, daß am folgenden Vormittag auch die Unruhe und Ungebuld der Marchesa ihr Ende fand.

Es war ein sonnenklarer, frühlich bewegter Frühlingstag.

Die Marchesa hatte sich eben angekleidet; denn sie war erst nach Mitternacht von einer Abendgesellschaft heimgekehrt. Sie war ganz mit dem genügevollen Behagen erwacht, welches sanfte Rück Erinnerung an angenehme verbrachte Stunden und wolthätiger Schlaf zu erzeugen pflegt, und hatte auch dann noch, als sie an ihre gewohnten, wenig anstrengenden Beschäftigungen ging, kurze Zeit wie in sanfter Träumerei verbracht.

Sie hatte kaum Toilette gemacht, als völlig unerwartet der Marchese eintrat und ihr die am vorhergehenden Abend erfolgte Rückkehr Camillo's, der ihr noch während dieses Vormittags seinen Besuch abtatten werde, mittheilte. Die junge Frau schien nicht besonders günstig zum Empfang dieses Besuchs gestimmt zu sein, konnte aber nicht wohl ablehnen und erklärte in kurzen Worten dem Marchese ihre Zustimmung.

Doch das war eben nur geschehen, als sie wieder gespannt emporlauschte und der rasch eintretende Diener die Meldung brachte, daß der, dem sich ihre Gedanken jetzt von neuem zuwendeten, angekommen sei und bei ihr vorzusprechen wünsche. Etwas befremdet über die vom Grafen beobachtete, von seiner Seite nicht gewöhnliche Förmlichkeit deutete sie mit leichter Handbewegung und leisem Nicken des Hauptes dem Diener ihre Bereitwilligkeit, den Gemeldeten zu empfangen, an. Nun war es ihr doch, als ob sie durch den, nennigleich schon lange sehnlich erwarteten, gerade im Augenblick unverhofften Besuch sich überrascht fühlte. — so sehr überrascht, daß sie unmerklich ein heimliches Bittern überkam.

Unmittelbar nachdem der Diener das Zimmer verlassen, erschien der Graf mit höflichem, ihr fast zu ehrerbietig dünkenden Gruß in der Thür des sonnigen Gemachs. Sie hatte sich anders gedacht, sie hatte eine ungezwungene, zärtliche Begrüßung, wie sie zwei sich aufs innigste vertraute Menschen zu tauschen pflegen, erwartet, und sie hatte nach allem, was sich vorher zwischen ihnen ereignet, eine solche erwarten dürfen. Nun schritt sie ihm mit einer ebenso kühlen, förmlichen Verbeugung entgegen und lud ihn ein, sich niederzulassen. Der Graf tat es, zerstreut einige dankende Worte hinwerfend, und sah mit fast befangenem Blick in dem Zimmer rundum, als wollte er forschen, ob sich während seiner Abwesenheit darin nicht etwas verändert habe. Es war bis auf das zierliche Fußbänkchen, das vor ihm auf dem blumendurchwirkten Teppich stand, alles beim alten, alles in der gewohnten Ordnung geblieben; nur daß vielleicht die hübschen Nippisachen dort auf dem Pfeilertischchen vor dem großen, blanken Spiegel zwischen den schweren Gardinen in etwas bunterer Reihe als sonst durcheinanderlagen.

Aber in dem Grafen hatte sich offenbar seitdem manches verändert; das prägte sich deutlich in seinem verstimmten und zerstreut dreinschauenden Antlitz aus.

Die Marchesa täuschte sich freilich nicht, wenn sie die Neigung des Grafen zu Serena für keine sonderlich tiefe und festgewurzelte hielt. Wer weiß, ob nicht längst eine Erkaltung seines brennenden Verlangens nach Serenas Gunst eingetreten wäre, wenn sie ihm eine weniger schroffe und ablehnende Haltung gezeigt hätte. Gerade diese Kälte, diese „Sprödigkeit“ Serenas hatte die Blut seiner Sinne bis zur rasenden Begier gesteigert, und wenn auch durch die schwere Kränkung der so entschiedenen Abweisung und durch die Zauberergewalt, mit welcher nachher die Marchesa sein ganzes Wesen zu umgarnen vermocht hatte, dieses Verlangen für kurze Zeit zurückgedrängt worden

war, so mußte es dann nur um so heftiger emporlobern, und das gerade in dem Augenblicke, der ihm die gänzlich unerwartete Kunde von Serenas bevorstehender Verheiratung mit dem tiefverhaßten Nebenbuhler brachte. Dazu kam noch, daß durch das Bekanntwerden jenes Gemäldes, welches die Schönheit Serenas in so unvergleichlicher Art wiedergab, begreiflicherweise die auch anderen bekannte Tatsache, daß der Graf von Lavente sich seit langem schon um Serena bewarb und diese nach dem Willen des Vaters ihm auch wirklich ihre Hand reichen sollte, in den ihm befreundeten Salons jetzt öfter denn je Hauptstoff des Gesprächs bildete, und er glaubte sich tief beschämt, wenn dieser dadurch immer weiter verbreiteten Kunde in kürzester Zeit die Nachricht folgen würde, daß ihm der Maler Camillo von Winter den Rang streitig gemacht habe und ihm vorgezogen worden sei. Zudem war aber, seit die glänzende Erscheinung Serenas eine so geniale künstlerische Nachbildung erfahren, sein heißer Wunsch, sie zu besitzen, nur wieder angefaßt worden, und es gefellte sich ihm jetzt noch der Ehrgeiz, den anbetungswürdigen Gegenstand, der dort im Bilde jedermann zu begeisterter Bewunderung hinriß, den seinen zu nennen.

In der That hatte der Graf die Mitteilung von der Einwilligung des Marchese in die Verheiratung Camillos und Serenas keineswegs so ruhig und teilnahmslos entgegengenommen, wie es der Marchesa geschienen; es trieb ihm vielmehr, als er sie hörte, das kochende Blut in die Schläfen, und er hatte aller Selbstbeherrschung bedurft, um der letzteren, der er diese wahren Empfindungen zu verheimlichen allen Grund hatte, die heftige Erregung seines Innern nicht zu verraten. Er wollte und konnte Serena nicht in den Armen eines anderen sehen, und wie damals, als ihm Serena auf das schroffe ihre Abneigung gegen ihn ausgesprochen, sich sein wilder Haß in noch höherem Grade wider den glücklichen Nebenbuhler als gegen Serena gewendet hatte, so stieg auch dann furchtbar glühender Zorn vor allem gegen diesen in seinem Herzen auf, — er hätte den Maler am liebsten auf der Stelle niedergestoßen, und es schien zweifelhaft, ob er durch einen solchen Ausbruch seines Zorns Camillo von Winter mehr seine Rache fühlen, als Serena trotz alledem und alledem in seinen Besitz bringen wollte. Er wußte es im Augenblicke selbst nicht, aber es war gewiß, daß ihm in einem solchen Falle beide Wünsche zusammen den Degen in die Hand gedrückt haben würden.

Der Graf war an diesem sonnenklaren Frühlingstage mit dem festen Vorjaze gekommen, gegen die Marchesa möglichst heiter zu erscheinen; allein es war ihm doch nicht möglich, ihr die Aufregung, in der er sich befand, unbemerkbar zu machen. Er schien heimlich mit etwas beschäftigt, was ihn abhielt, einen wärmeren lebendigeren Ton zu treffen, als er diesmal zwischen ihnen waltete. Und auch die Marchesa ließ ihre gewohnte Kunst, in frühlichem Geplauder die Gedanken des anderen ganz nach ihrem Willen bald dahin, bald dorthin zu lenken, heute im Stich; je wortkarger er sich zeigte, desto größere Mühe hatte auch sie, neue Anknüpfungspunkte zu finden, um die Unterhaltung nicht gänzlich stocken zu lassen. Es war ihr unerträglich; aber sie hatte ein Gefühl, als ob plötzlich etwas zwischen sie getreten wäre, das ihre Herzen erkaltet hätte und den Mund nur unter bitterem Zwang reden ließ. Nichts sagend leere Worte waren es, die zwischen den beiden in den ersten Augenblicken des Wiedersehens hin und her gingen.

Auf die Frage der Marchesa nach dem Grund seines langen Fernbleibens entschuldigte er sich mit der Notwendigkeit, die ihn unverhofft eine Reihe dringender Privatgeschäfte zu erledigen gezwungen und ihn mehr Zeit gekostet, als er erwartet habe. Wie ein froher, rascher Gedankenblitz leuchtete es bei dieser Mitteilung in der Marchesa auf. Er hatte — so sagte sie sich bei sich selbst — eine Reihe von Privatgeschäften erledigt — jedenfalls schon vorher erledigt — hätte sie seinen Worten hinzufügen mögen — vielleicht — nein, ganz gewiß, nur um ohne Aufschub mit ihr die letzten, notwendigen Schritte zu beraten, welche sie zu ihrem Ziele, vor aller Welt seine Gattin zu werden, führen sollten. Aber sie dachte es kaum aus, als sie der Ge-

danke an das seltsame, kühle und zerstreute Benehmen, welches der Graf heute beobachtete, diese Möglichkeit auch schon bezweifeln ließ. Und als sie dann auf die in allernächster Zeit zu erwartende Verbindung Serenas zu sprechen kam, zeigte ihr der noch immer heftige Haß gegen Herrn von Winter, der jetzt unverkennbar aus seinen Worten herausklang, deutlich genug, wie wenig gleichgültig ihm in der That diese Verbindung war. Und nun verstand sie, ihm doch das Geständnis zu entlocken, wie verstimmt und mißmutig er sich infolge dieser Wendung der Umstände fühle, — freilich, fügte er hinzu — man könne „alte Liebe“ doch nicht so schnell, wie er es geglaubt, aus dem Herzen reißen, obgleich er auch jetzt noch ganz die Schwere der ihm von Serena zugefügten Beleidigung zu ermessen vermöge. Und nun hatte er die Frage hinwerfen wollen, ob Serenas Bräutigam — er sprach es mit höchst verächtlichem Ausdruck in Worten und Mienen — bereits aus Rom zurückgekehrt sei oder ob sie wisse, wann dies etwa geschehen werde. Aber die Marchesa, auf das unangenehmste berührt, daß er nun doch wieder mit so großem Interesse von Serena und Camillo sprach, während er doch ganz vergessen zu haben schien, was er ihr schuldig war, ließ ihm dazu keine Zeit, sondern stieß nach der im Anschluß an seine letzten Worte von ihm gemachten Mitteilung, daß er einer weiteren Regelung seiner Privatangelegenheiten wegen in diesen Tagen eine größere Reise antreten werde, plötzlich zwischen den zuletzt fest zusammengepreßt gehaltenen Lippen, indem sie ihm funkelnden Blicks in die Augen sah, die Frage hervor:

„Und ich, Graf?“

Der letztere errötete heftig. Er sah sie erst einige Augenblicke, während er kein Wort hervorzubringen vermochte und verlegen seine reich mit Goldringen besetzten Finger ineinander verschränkte, verwundert an und gewahrte sehr deutlich, wie die Marchesa plötzlich zusammensauerte, als habe sie sich durch den schneidenden Ton und die wunderliche Kürze ihrer letzten Worte selbst erschreckt. Durch diese Wahrnehmung etwas ermutigt, stellte er, indem er die Augen groß aufriß und die Stirn weit emporrunzelte, der ihren die gleich kurze, womöglich aber mit dem Ausdruck noch größeren Erstaunens, als es jener eigen gewesen, hervorgestoßenen Frage entgegen:

„Und Sie, gnädige Frau?“ —

Die Marchesa durchzuckte es jetzt noch heftiger als vorher, und auf ihrem Antlitz, aus dem plötzlich alles Blut gewichen zu sein schien, sowie in den regungslos auf das Gesicht des Grafen stierenden Augen drückte sich starres Entsetzen aus. Dieser gläserne, entsetzliche Blick, diese in breite Falten zusammengezogene Stirn, diese unnatürliche, fast widerliche Röte in dem Gesicht des Grafen, — sie hatte den Mann, wenn auch nicht für sonderlich schön, bisher doch für ziemlich hübsch und angenehm gehalten, — jetzt erschien er ihr mit einemmale häßlich, ja abschreckend, — Serena schien ganz zutreffend geurteilt zu haben, es war richtig, seine Züge waren wirklich so alltäglich und geistlos. Und zugleich zuckte es ihr mit plötzlichem Entschluß durchs Hirn. Sie erhob sich mit imponirender Würde und trat einige Schritte von dem Grafen zurück, als fürchte sie, auch nur mit dem Saume ihres Kleides sein Anie oder seinen Arm zu streifen. Dann wendete sie sich halb zur Seite und sah nach dem Flügel hinüber, auf dessen Pult ein offenes Notenblatt lag, das zwischen dem sehr weit gesetzten Viniersystem die auch von der Stelle, auf der die Marchesa im Augenblicke stand, deutlich erkennbaren Textworte eines Liedes zeigte. Sie schauerte wieder heftig zusammen, ihre Wangen übergossen sich mit dunkel aufflammendem Rot, und sie machte eine energische Bewegung mit der rechten Hand, als wolle sie jenes Blatt am liebsten herabreißen und zu Boden schleudern. Dann drehte sie hastig die Stirn dem Grafen wieder zu und sagte, ihn mit ihren zornlobernden Augen scharf fixierend, in äußerst bestimmtem Tone:

„Sie sind in den letzten Tagen nicht in Venedig gewesen, Graf!“

Dieser traute seinen Ohren nicht, als er diese so bewußte





*Specht*

St. Bernhards Hunde. (Seite 339.)

und sicher hervorgebrachte Aeußerung vernahm, versuchte aber doch mit leidlichem Erfolg seine Fassung zu behaupten. „Gnädige Frau!“ — versetzte er mit schwerem Vorwurf in Ton und Geberde.

Die Marchesa schien sich dadurch nicht beirren lassen zu wollen, sondern fuhr mit gleicher Bestimmtheit fort: „Ich wiederhole Ihnen, Graf, Sie waren in diesen Tagen nicht in Venedig!“ Und nun, indem sie den Grafen noch schärfer beobachtete und ihm unwillkürlich einen Schritt näher trat, setzte sie mit erhebener Stimme hinzu: „Sie waren in Rom!“

Den Grafen überließ es eiskalt, und er wurde leichenblaß. Es war, als ob er sich von seinem Sitze zu erheben suche, aber doch nicht die Kraft dazu besitze, so daß er willenlos wieder zurück sank. Dabei starrte er die Marchesa, die den Blick fest auf ihn gerichtet hielt, ängstlich unsichern Ausdrucks an und schien vergebens nach einem Worte der Entgegnung zu suchen. Aber wenn er auch ein solches gefunden hätte, die Marchesa würde ihm nicht Zeit gelassen haben, es auszusprechen, denn schon kam es zwischen den blendend weißen Zähnen und den frischen, zu boshaftem Lächeln verzogenen Lippen hervor:

„Und ‚Privatgeschäfte‘ eigener Art sind es in der Tat gewesen, Graf, die Sie nach der Hauptstadt geführt!“

„Ich verstehe Sie in der Tat nicht, gnädigste Marchesa —“ stammelte der Graf und bemühte sich abermals umsonst, aufzustehen und ihr gegenüberzutreten. Die Marchesa ließ ihn nicht ausreden, sondern sagte, auch durch diese Einwendung nicht im geringsten eingeschüchtert, mit einer Art wollüstigen Ergötzens an der sichtbaren Verlegenheit, in welcher er vor ihr saß, weiter:

„Sie können Sich beruhigen, Graf! Ihr Kleinod wird nicht sobald einem andern gehören — denn Camillo von Winter weiß nicht mehr unter den Lebenden! — Sie werden das am besten wissen!“ setzte sie mit beißender Malice hinzu.

Jetzt sprang der Graf in der Tat, wie von fremder Macht emporgeschwungen, auf; in seinem Gesicht gingen flammendes Rot und marmorweiße Blässe durcheinander. Er schwankte einige Schritte vorwärts und sah an ihr vorüber nach der Thür.

„Wenn Sie scherzen, Marchesa, so bedauere ich, daß diese Art —“

Und er wollte sich vorbeugen und das Zimmer verlassen.

„Ein schöner Scherz, Graf!“ lachte die Marchesa, ihn unterbrechend, indem sie ihm den Weg vertrat. „Bleiben Sie, Sie werden eine ergötzliche Geschichte hören!“

Er sah sich gezwungen, dicht vor ihr stehen zu bleiben, und nun fuhr sie, ihn flammenden Blickes anschauend, fort:

„Es war an einem düstern, stürmischen Märzabend, als ein einsamer Spaziergänger aus der Via di Marforio am Foro vorüber in der Richtung nach den zwischen dieser und dem Coliseo gelegenen Trümmern der Tempel di Venere und Roma schritt. Er hatte nicht bemerkt, daß ihm eine vorichtig um sich spähende Männergestalt, in einen weiten, dunkeln Mantel gehüllt, langsam nachging. Ahnungslos lehnte er sich an eine der wettergrauen Säulen am Wege und blickte, tief in Gedanken versunken, nach dem dunkeln Nachthimmel, aus dessen wild zerrissenen Wolkenmassen eben ein heller Mondstrahl siegreich hervorbrach, hinauf. Da fiel ganz in seiner Nähe ein Schuß, und in demselben Augenblicke stürzte der nichtsahnende Nachtwandler tödlich getroffen zu Boden. . . .“ Die Marchesa hielt einen Augenblick inne, dann setzte sie rasch hinzu: „Klingt das nicht auch wie der Anfang eines hübschen Romans, Graf?“

Entsetzensbleich stotterte der Graf: „Aber beim Himmel, Marchesa, — was ist Ihnen? — Noch einmal, scherzen Sie oder was wollen Sie mit dieser seltsamen Erzählung sagen?“ Und er mußte unwillkürlich einen Schritt zur Seite tun, um seine Haltung zu bewahren und nicht ins Schwanken zu geraten.

Die Marchesa aber war ihrer Sache gewiß.

„Mein Gott! Verstehen Sie Sich denn gar so schlecht auf die Beurteilung von Scherz und Ernst, Graf von Larente?“ versetzte sie mit bitterer Ironie. „Wohlan! So will ich Ihnen

zuhilfen kommen, Graf, indem ich Ihnen sage, daß der Gemordete Camillo von Winter hieß und Ihre Hand es war, welche die tödliche Kugel nach ihm entsendete!“

Sie hatte, bevor sie die letzten Worte sprach, tief Atem geholt, als liege ihr daran, dieselben mit aller Kraft und allem Nachdruck auszusprechen, und war so nahe an ihn herangereten, daß ihr Atem warm über sein Antlitz strich.

„Sie sprechen im Fieber, Marchesa!“ stieß der Graf hervor, während er jetzt in der Tat zu taumeln begann und mechanisch nach einem Halt um sich griff. Er hatte sich völlig entfärbt und suchte sein Angesicht ihren unausgesetzt auf ihn gerichteten Blicken zu entziehen.

„Im Fieber, Graf? — Freilich, Sie würden an mir auch einen wenig gefährlichen, bald zu widerlegenden Ankläger haben. Aber wie“ — und sie faßte ihn wieder scharf ins Auge, — „wenn der, den Sie, ein Mordmörder, habsucht niederzuschleifen dachten, denn doch nicht zum Tode getroffen wäre — wenn Sie ihn nur schwer verwundet hätten, — wenn Camillo von Winter noch lebte und jetzt hereinträte und die unansehnlichste Anklage wider Sie —“

Den Grafen schauderte, es flirrte vor seinen Augen bunt durcheinander, und er vermochte nichts hervorzubringen als einen unverständlichen Laut.

„Ja, Graf,“ — nickte sie ihm mit furchtbarem Ernst zu — „vielleicht, daß Camillo von Winter in diesem Augenblicke im Hause weilt, gesund und nur den Schmerz einer bald geheilten Wunde mit sich herumtragend, — ich werde sehen — ich werde fragen lassen, ob er nicht auf der Stelle, in diesem Zimmer — hier vor Ihnen und mir —“

Und sie schritt der Thür zu und tat, als ob sie den dort befindlichen, reich gestickten Klingelzug in Bewegung setzen wollte.

„Marchesa, hören Sie mich!“ schrie der Graf in höchster Angst, indem er ihre Hand zu erfassen suchte. Aber die Kräfte versagten ihm, seine Füße wollten ihn nicht mehr tragen, und er sank vor ihr in die Knie. Kalter Angstschweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn, und seine Hände bebten und zitterten wie die eines Fiebernden. Mit einem unsagbaren Blick wildester Schadenfreude und dämonischen Zorns sah die Marchesa auf den, mit leuchtender Brust nach Atem ringend zu ihren Füßen Liegenden hin.

Eben wollte sie die nach dem Klingelzug ausgestreckte Hand sinken lassen und sich wieder ganz nach ihm umwenden, offenbar in der Absicht, um sich noch länger an der Qual, die ihn folterte, zu weiden, — da öffnete sich die Thür und Camillo von Winter trat, von dem Marchese gefolgt, herein.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, in welchem Gesicht, in dem Camillos oder in dem des Marchese, sich jetzt größere Ueberraschung und Bewunderung, heftigeres Entsetzen ausdrückte. Dem erstern ging es heiß durch Wangen und Schläfe, als sein Blick beim Eintreten auf den immer noch keines Wortes mächtigen, vor der Marchesa knieenden Grafen fiel, und ohne sich auch nur zu einem flüchtigen Gruß an die erstere Zeit zu lassen, schritt er an dem stolz aufgerichtet dastehenden Weibe vorüber.

„Ja, Graf von Larente!“ rief er mit bitterem Hohn und schneidendem Klang seiner Stimme, und faßte den Grafen mit der Linken im Genick, um ihn kräftig zu schütteln und emporzuziehen. Aber die Kraft des einen Arms mochte zu schwach sein, um diesen Zweck zu erreichen, und da er den rechten, den er wie am Tage vorher in der Binde trug, nicht zur Hilfe zu nehmen vermochte, konnte er es nicht hindern, daß der Graf ihn mit beiden Armen durch einen kräftigen Stoß weit von sich warf und rasch auf die Füße sprang.

In der nämlichen Sekunde hatte der Graf, ohne daß ihn die Marchesa oder ihr wie vollständig betäubt danebenstehender Gemahl hätte davon abhalten können, einen Revolver, den er als echter italienischer Kavalier stets bei sich trug, hervorgezogen, und zwei Schüsse hallten mit blitzartiger Schnelligkeit unmittelbar aufeinander durch das sich mit Dampf und Pulverrauch füllende Zimmer.

Der erste dieser beiden Schüsse, der Camillo galt, hatte sein Ziel verfehlt; denn dieser stand, zwar in Folge des von dem Grafen erhaltenen Stoßes zur Seite taumelnd, ruhig und unererschrocken, keinen Laut ausstößend, neben dem Körper des Grafen, der sich mit der zweiten Kugel mitten durch die Stirn geschossen hatte und in seinem Blute zu Camillos Füßen lag. Sein Tod war auf der Stelle erfolgt.

Ohne die Leiche auch nur eines Blickes zu würdigen, wendete sich Camillo mit strengem Ton und das Auge scharf auf sie richtend, zur Marchesa:

„Frau Marchesa?“ fragte er, als ob er von ihr eine Erklärung über das, was er bei seinem Eintritt in das Gemach wahrgenommen und was sich vorher in diesem zugetragen, verlangte, und er tat damit, nur in anderer Weise, dasselbe, was von Seiten der Marchesa geschah, der in stummer Frage, mit halb ernsthaftem, halb schmerzlichem Ausdruck seiner Züge das Auge auf dem jählings bleich gewordenen Antlitz seiner Gemahlin ruhen ließ.

Die Marchesa von Montanari war nicht das Weib, welches sich erst lange vergebens in die so rasch veränderte Situation hätte zu finden suchen müssen. Wenn sie auch nicht auf einen solchen Ausgang der eben zwischen ihr und dem Grafen stattgefundenen Szene gefaßt gewesen war und gleich dem Marchese in den ersten Augenblicken, nachdem die beiden Schüsse gefallen und der Graf tot niedergestürzt war, tief entsetzt dreingehaut hatte, so empfand sie doch nachher, wie sie auf die Leiche nieder sah, eine Art Genugthuung, die in dem plötzlichen tragischen Ende des Grafen vor allem eine Sühne für das ihr zugesügte Unrecht erblickte. Denn alle Empfindungen für diesen Mann, die vorher in ihrer Brust geblüht, waren in der letzten Stunde mit einemmale erkaltet, weniger deswegen, weil ihre Vermutung sie auf eine Spur geführt, die sie den Grafen mit Sicherheit als des versuchten Mordmordes schuldig erkennen ließ, sondern vor allem aus dem Grunde, weil er diesen Mord einer anderen — Serenas wegen — gewagt.

Ja, es war ihr jetzt gerade recht, daß er so zu ihren Füßen hatte sterben müssen. Sie atmete tief auf, sie fühlte sich wie von einer tiefen Last erleichtert; es war ihr, als habe sie Fesseln, deren Gefährlichkeit sie bisher garnicht geahnt, abgestreift.

Und nun sah sie dem Marchese ruhig ins Gesicht, während sie erzählte, wie sie gleich, nachdem sie heut früh durch ihren Gemahl die Nachricht von seiner Rückkehr und dem in Rom verlebten Abenteuer, in Folge dessen er am rechten Arm verwundet sei, erhalten, nach früheren Andeutungen des Grafen, die Vermutung gehegt habe, der so lange vom Palast Ferngebliebene könne in seinem Borne über die beabsichtigte Vermählung Serenas nach Rom gereist sein und den Mordversuch auf ihn unternommen haben. Sie sei eben daran gewesen, von dem Grafen, der in Angst und Furcht vor ihr in die Knie gesunken, ein vollständiges Bekenntnis seiner rucklosen Tat zu erlangen, als die durch Camillos Eintritt herbeigeführte Katastrophe den unwiderleglichsten Beweis für seine Schuld und für die volle Richtigkeit ihrer Vermutung erbracht habe. Und wie frohlockender Triumph blitzte es bei diesen Worten in den dunkeln Augen der Marchesa auf.

In der That, Camillo staunte über ihren Scharfblick, mit welchem sie aus den wenigen, ihr bekannten, nur kurz andeutenden Mitteilungen über den Vorfall, der seine Verwundung zur Folge gehabt, sofort den ganzen wahren Sachverhalt herausgefunden und mit so großer Bestimmtheit den Mordmörder erraten hatte.

Um die dem Grafen so nahe stehende Familie des Marchese und vor allem Serena und diesen selbst vorher nicht in allzugroße Aufregung zu versetzen, hatte er auf das dringende Verlangen der beiden letzteren, den Grund seiner Verwundung zu erfahren, am gestrigen Abend nur sehr allgemein, ohne den

Namen des Täters zu erwähnen oder auch nur zu verraten, daß er ihm bekannt sei, über das Abenteuer gesprochen und nur eben in Bezug auf Ort und Zeit das berichtet, was die Marchesa, die diese Mitteilungen in der That vor ein paar Stunden durch den Mund ihres Gemahls empfangen hatte, vorher in so drastischer Weise dem Grafen gegenüber erzählte.

Camillo wollte nun, nachdem in so unverhoffter Art für die anderen Nicht in dieselben gekommen war, die näheren Umstände, so wie sie in Wirklichkeit gewesen waren, berichten, als Serena atemlos hereinstürzte und mit einem gellenden Aufschrei an die Brust des Geliebten slog. Sie war, durch den die weiten Gänge des Palastes laut durchhallenden Knall der beiden Schüsse tödlich erschreckt, über den Korridor gestürzt und hatte von der außen verwirrt durcheinander rennenden Dienerschaft darauf hingewiesen, daß die letzteren in dem Gemach der Marchesa gefallen, mit bebender Hand die Tür desselben aufgerissen.

Ihr erster Blick fiel auf die am Boden liegende Leiche; darauf streifte ihr Auge ängstlich schein an der Marchesa vorüber. Dann sah sie Camillo fest und unbewegt zwischen beiden stehen und hing, ihrer selbst nicht mehr mächtig, an seinem Halse. Das war in der kurzen Zeitspanne einiger Atemzüge geschehen.

Unmittelbar hinter ihr kam, laut weinend und schluchzend, Camillos Schwesterchen herein, die mit dem Bruder vor einer halben Stunde etwa bei Serena eingetreten war, und während er der gestern Abend vom Hause abwesenden Marchesa seinen Besuch abstattete, mit dieser zusammenbleiben sollte. Wie Serena aber, bei dem durch die Schüsse im Hause verursachten Gedröhn heftig emporfahrend, zum Zimmer hinausstürzte, war sie hinter ihr hergelaufen und hielt jetzt, da sie die im Blut schwimmende Leiche am Boden gewahrte, in kaum zu beschwichtigender Angst die Knie ihres Bruders umklammert.

Inzwischen hatte sich der Marchese so weit gefaßt, um nach einem Arzte und einem hochstehenden ihm wohlbekannten Beamten der Polizeibehörde zur Feststellung des traurigen Sachverhalts zu senden und die Seinen, zu denen er fortan von ganzem Herzen gern auch Camillo und Adele rechnete, zu veranlassen, sich fürs erste nach einem anderen Flügel des Palastes zu begeben, wo sie ihrer stürmisch aufgeregten Gefühle Herr werden könnten. —

In dem geräumigen, eleganten Gemach, in das sich Serena mit ihrem Geliebten und seinem Schwesterchen begeben, trieb der durch die geöffneten Fenster mild hereinwehende erste laue Lenzwind ein leises, netisches Spiel mit den glitzernd durcheinander gaukelnden Strahlen der warmen Frühlingssonne. Geräume Zeit blieb es ganz still darin. Vor Serenas Augen stand unausgesetzt die schlanke, üppige Gestalt der Marchesa, und Serena schauerte in entsetzenvollem Graus zusammen und barg das heiß gerötete Gesicht an der Schulter Camillos, der ruhig und in seliger Befriedigung auf das Haupt seiner schönen Braut niedersah.

Adele, die sich die letzten Tränen aus den geröteten Augen wischte, fragte, es müsse wohl so sein, daß der böse Mann, der ihren Camillo habe rauben wollen, tot sei, und sie ergriff dabei Serena, die den Kopf immer noch abgewendet an Camillos Schulter ruhen ließ, bei der Hand und bat, sie solle doch nicht mehr weinen. —

In der nächsten Zeit erschaute der Palazzo della Sponda bewegtes Treiben, das mit einem für die glänzenden Verhältnisse des Marchese ganz außerordentlich bescheidenen Hochzeitsfeste — die Verlobten hatten es nicht anders gewollt — seinen Abschluß fand. An diesem Tage verließen der Professor Camillo von Winter, der noch rasch den Gemäldezyklus im Marmorssaal vollendet hatte, mit seiner jungen, glücklichen Frau den prunkvollen Ahnenpalast der Montanari, um sich im Palazzo Bellasforma ein trauliches Heim einzurichten.

## Was man meint und wie man urteilt.

Eine Plauderei von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Glaube nicht allzu schnell, nicht keinem, nicht allen,  
nicht alles!  
Forsehe, vergleiche, erwäge; finde die Wahrheit heraus.

Lastet euch nicht verblüffen von dem Neuen!

Das ist eine Mahnung, so beherzigenswert als die beste sonst.

Das Neue ist an sich weder besser noch schlechter, als das Alte. Alles ist einmal neu gewesen, alles wird einmal alt sein; alles ist schon oft neu und schon oft alt erschienen und gewesen im ewigen Wechsel und in der unaufhörlichen Wiederkehr der Dinge.

So sind denn die Fanatiker des Neuen nicht minder Toren, eben solche Feinde menschenwürdigen Urteils und vernünftigen Handelns, genau dieselben Hindernisse auf dem Wege des Wahnen, wie die Kezerrichter und die gemeinen Zeloten des Alten.

Aber auch genau so leicht erklärlich und entschuldbar, wie die blinde Vorliebe für das Alte bei den einen, ist die Affenliebe der andern für das Neue.

Wem die Dinge, wie sie unter der Herrschaft des Althergebrachten geworden sind, ein glänzend oder zum mindesten erträglich Gut ausgestattetes Nest bereitet haben, warum sollte er kein Freund des Alten sein? Warum sollte er es nicht verteidigen und erhalten wünschen?

Und was hätte jener für Ursache, nicht krampfhaft nach allem Neuen zu greifen, dem das Alte nichts zu verlieren übrig gelassen hat, der sich beengt, in seiner geistigen Entwicklung gehemmt, in seinem sinnlichen Behagen beeinträchtigt fühlt durch das, was ist, oder gar der, der im und am Bestehenden, historisch Gewordenen elend Schiffbruch gelitten hat und sich erbarmungslos dem Elend preisgegeben sieht? Her mit dem Neuen — nur rasch her damit! Ein schwankes, morsches Brett, mit dem die Wellen ihr Spiel treiben, — eine wieviel bessere Basis für die notdürftigste Fristung der Existenz eines Geschlechterten ist es doch, als das unergründliche uferlose Weltmeer selbst!

So leicht erklärlich und so entschuldbar bei den meisten Einzelmenschen beides ist, so verhängnisvoll, so unheilswanger hat es sich auch bewährt für die Menschheit und den Entwicklungsgang ihres Geistes.

Weitaus die meisten Meinungsziwiste, Stammesfehden und Völkerkriege, die weltlichen Händel und die Religionskämpfe, die Kezerverfolgungen und die Hegenverbrennungen, die Reformationskrisen und die Revolutionsorgien, die Feindseligkeiten politischer und unpolitischer Parteisucht, — all das wäre entweder unmöglich gewesen oder unschädlich, sicherlich unblutig und im höchsten Grade kulturförderlich verlaufen, wenn die einen nicht als blindwütige Schildknappen für das Alte, das sie fälschlich für das unbedingt Gute hielten, und die andern nicht als berjerkernde Parteigänger des Neuen, das ihnen ebenso fälschlich als das unbedingt Bessere erschien, in den Kampf, schmachvoll oft in den Kampf bis aufs Messer und um Gut und Leben gezogen wären.

Die ungeheuerlichste Narrheit, das verruchteste Verbrechen oder Laster vermag Anhänger, gutgläubige, begeisterte Anhänger um sich zu sammeln, freiwillige Opfer, Qualen und Tod trozende Märtyrer für sich ins Feuer zu schicken, wenn es sich mit dem gleißenden Mantel des Neuen bestechend zu drapieren versteht.

Aus der Entwicklungs- und Ausbreitungsgeschichte aller Religionen wären die großartigsten Beispiele für diese Behauptung anzuführen, — aber wir brauchen nicht ins Weite der Kulturgeschichte hinauszuschweifen, um Belege dafür zu finden, wir können in der neuesten Zeit und in unserer nächsten Umgebung bleiben, um mit Händen zu greifen, wie wahr das ist.

Ein besseres Beispiel, als es der moderne Spiritismus liefert, ist kaum in der ganzen Weltgeschichte zu finden. Was kann es abgeschmackteres geben, als den Gedanken, die „Geister“ der Abgeschiedenen würden uns durch Tischrücken, Klopfen, Stoßen, Puffen, durch allerlei Schabernack und Narretei ihre Existenz zu beweisen suchen? Was für eine Riesenportion von Dummgläubigkeit braucht ein Mensch, um sich angesichts der ganz erlaunlichen Geistlosigkeit, ja Albernheit der Mitteilungen, welche bisher aus dem Reiche der spiritistischen Geister zu uns gedrungen sind, und trotz der vielfachen Entlarvungen „mediumistischer“ Schwindler seine Ueberzeugung, an dem gegenwärtig grassirenden Spiritismus sei irgend etwas wesentliches wahr, unberührt zu erhalten. Und dennoch ist der Spiritismus keineswegs im Absterben! Dennoch hat er millionen von Anhängern, begeisterte, ehrliche, kindlich und kindisch fromme Anhänger! Dennoch ist er fähig, propagandistisch bald in diesem, bald in jenem Lande, jenseits und diesseits des Ozeans vorzudringen!

Der Spiritismus tritt eben den meisten Leuten als etwas Neues entgegen, etwas, was die bisherigen landläufigen Anschauungen strikte auf den Kopf stellt. Bisher glaubte man zwar auch — dank tiefsteingewurzelten religiösen Bahnvorstellungen — daran, daß aus den Menschenleibern beim Sterben der „Geist“ ausfahre, aber man plazierte die Geister in ein „besseres“ Jenseits, allwo sie als Engel eine höchst angenehme, aber für ein menschliches Hirn nicht deutlich auszumalende Ewigkeitsexistenz führen sollen. Höchst selten, meinte man, spüte so ein Geist — als Gespenst — auf der Erde herum, meist zur Strafe für ganz besondere „Sünden“, und noch viel seltener bildete sich einmal ein lebender Mensch mit leidlich gesunden Sinnen ein, mit solchem Gespenst zusammengetroffen zu sein oder irgendwelche Anhaltspunkte für des Gespenstes Existenz entdeckt zu haben.

Der Spiritismus verlegte den Himmel auf die Erde, machte die irdische Atmosphäre zur Geisterheimat, entdeckte, daß die Gespenster uns beständig umschweben und umweben, daß sie ein unbändiges Vergnügen daran finden uns anzurempeln, uns zu ohrseigen und sonstwie zu malträtieren, Harmonika zu spielen, Trommeln zu schlagen, Trompeten zu blasen — überhaupt nervenzerreißenden Höllenpektakel zu machen, dann Bindfadennoten zu lösen, auf Schiefertafeln zu kritzeln, Tische in der Luft spazieren zu führen und was dergleichen jammervoller Zeitvertreib mehr ist. Diese Entdeckung spiritistischer Mediums war zwar weder interessant noch erfreulich, sie hatte gar keinen weiteren Vorzug, als daß sie neu war — wirklich funkelneu, denn — meines Wissens — für so schauerhaft läppisch, als wie sie uns dieser moderne Spiritismus enthüllt hat, sind die Geister der Abgeschiedenen niemals — zu keiner Zeit und bei keinem Volke, was die Erde getragen hat, gehalten worden, — und weil diese Entdeckung so erstaunlich neu war, wurde sie geglaubt und wird sie noch gar manchen Gläubigen finden.

Wie im gemeinen Leben, wo der Spiritismus seinen Unfug treibt, geht es aber auch im wissenschaftlichen und politischen Leben. Wenn das Neue nicht seine diabolische Macht geübt hätte, wäre meiner Ansicht nach z. B. die gesetzliche Einführung des Impfwanges in Deutschland unmöglich gewesen. Zwar hat die Praxis der Impfung schon ein respectables Alter erreicht, aber die Idee, ein ganzes Volk, und zwar das sogenannte Volk der Dichter und Denker, zwangsweise mit Pockenlymphe einzuseuchen, war ebenso kühn als neu. Darum nur zog sie so mächtig, — diese für unsere angeblich so freiheitslüsterne Zeit wirklich verzweifelt kuriose Idee!

Und wie einfach und glatt wickelte sich die gesetzliche Einführung der Zwangsimpfung ab!

Unter den Herren Medizinern von Fach taten sich ein paar Autoritäten auf und behaupteten ungenirt, die Impfung sei wissenschaftlich als heilsam erwiesen, — flugs sprachen drei Viertel aller Mediziner diese Behauptung nach, — man trat hin vor die Regierung und den Reichstag, wiederholte in schriftlichen und mündlichen Auseinandersetzungen diese Behauptung, antwortete auf die wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Einwürfe, welche gegen diese Behauptung erhoben wurden, mit der Vorlegung eines durch seinen Umfang ebenso, wie durch seine Unklarheit sich auszeichnenden statistischen Materials und — die Sache war abgemacht — der Impfwang war Gesetz.

Heute noch, nach langjährigem, hartnäckigen und leidenschaftlichen Kampfe kann man von ärztlicher Seite die Versicherung hören, die Impfung sei zwar immer noch nicht medizinisch oder physiologisch als heilbringend erwiesen, wohl aber statistisch. Das haben allen Ernstes fast alle Mediziner jahrelang geglaubt und konnten das glauben, weil und solange sie von der Statistik nichts verstanden. Und ich wette, die Statistiker, welche nicht Gegner der Zwangsimpfung waren, sind in dem Wahne befangen gewesen, die Heilsamkeit der Impfung sei medizinisch-wissenschaftlich bewiesen; sie konnten das ebensogut, denn die Statistiker brauchen ja nichts von der ärztlichen Wissenschaft zu verstehen. Leider Gottes befanden sich beide, Mediziner und Statistiker, in einem Irrtume, der — so sollte man meinen! — eigentlich kinderleicht hätte aufgedeckt werden können. Der Bruder Mediziner hätte bloß den Bruder Statistiker fragen dürfen: „Höre, du Statistiker, ist denn wirklich die Impfung statistisch als heilbringend erwiesen?“ „Statistisch?“ würde der Befragte erwidert haben; „Gott behüte, keine Spur — aber medizinisch ist sie doch jedenfalls erwiesen!“ „Medizinisch?“ — das ellenlange Gesicht steht mir deutlich vor den Augen, das da der statistikselige Bruder Mediziner gemacht haben würde, „medizinisch bewiesen, — keine Idee, das wird vielleicht niemals möglich sein — aber medizinisch-statistisch ist sie — muß sie doch bewiesen sein.“ „Bester Mediziner,“ höre ich den Statistiker antworten, „da steht es mit dem wissenschaftlichen Fundamente der Impfung doch sehr saul, denn die Medizinalstatistik ist heutzutage gerade so, wie die meisten übrigen Teile der eben erst aus den Kinderschuhen heraustretenden statistischen Wissenschaft ein wirrer Haufe höchst zweifelhafter Zahlen, die unwissenschaftlich, oberflächlich und mangelhaft beobachtete Tatsachen in einer total ungenügend, Mißverständnisse notwendig erregenden Weise arithmetisch zum Ausdruck bringen.“

Ganz unzweifelhaft würde so jeder gewissenhafte Statistiker geantwortet haben. Aus meinen eigenen Erlebnissen ist mir folgendes Hierhergehörige erinnerlich. Vor einigen Jahren richtete ich gelegentlich die Frage an einen der wissenschaftlich bedeutendsten deutschen Statistiker, was man wohl auf dem ganzen, weiten Gebiete der Wissenschaften am sichersten statistisch zu beweisen vermöge. Der ernste Mann der hoffnungsvollsten aller Wissenschaften nahm mir die Indiskretion meiner Frage nicht übel, sondern antwortete trocken: „Garnichts.“

Je mehr ich mich selbst mit Statistik befaßte, und sie hat für mich stets ungemein viel des Anziehenden gehabt, desto mehr sah ich ein, wie sehr der offenherzige Gelehrte recht gehabt hatte: auf Grund statistischer Materialien kann man gegenwärtig wohl mancherlei interessantes und lehrreiches vermuten, man kommt mit ihrer Hilfe leicht zu Hypothesen von weitreichender Bedeutung; aber beweisen, wissenschaftlich beweisen kann man vorläufig mit ihrer Hilfe nichts oder so gut wie nichts.

Trotz alledem steht ein so tief in das Recht der freien Persönlichkeit eingreifendes, mit dem Wohl und Wehe von Millionen in so enger, wer weiß, ob nicht verhängnisvoller Weise in Verbindung stehendes Gesetz auf keinem andern wissenschaftlichen Fundamente als auf dem des angeblichen statistischen Beweises. Und trotzdem gibt es heute noch nicht nur freisinnige und scharfblickende, sondern selbst sonst äußerst vorurteilslose und volkstümliche Politiker, welche auf die Kämpfer gegen den Impfwang wie auf einen Haufen Narren verächtlich herabsehen!

Ja, dieser unselige Reiz des Neuen, des Verwunderlichen und Absonderlichen, vorzüglich auch des dreist Auftretenden!!

Alles wird geglaubt, alles sammelt sich sein Publikum — wenn es nur erst einen gefunden hat, der es mit ernster Miene und dreister Stirn betritt und anpreist.

Will man den Leuten etwas weismachen, so kann man zwei fürtreffliche Mittel anwenden, die in ihrer Vereinigung schier unfehlbar wirken: einmal, man stelle sich selbst tiefstimmerlich überzeugt, wie das z. B. sehr viele Pfaffen sehr vieler Religionen so famos fertig bringen.

„Hier sitzt's — hier in meinem Herzen,“ rief mir einer zu, nachdem ich ihm mit einer nach unsäglichlicher Mühe endlich siegreichen Dialektik die wissenschaftliche Unhaltbarkeit einer seiner hauptsächlichsten religiösen Bahnvorstellungen vor einem nach hundertem zählenden Auditorium nachgewiesen hatte, — und da bringt man mir mit aller Verebbarkeit der Welt die heilige Ueberzeugung nimmermehr heraus, daß meine erhabene, herrliche, trostreiche Religion recht hat in alle Ewigkeit.“

„Bravo!“ rief eine handvoll Frommgläubiger, und Seufzer der Erleichterung glitten über manches Lippenpaar ob der tröstlichen Zuversicht, daß man Ueberzeugungen, welche von der unerbittlichen Logik unbarmherzig aus dem Gehirn vertrieben würden, eine sichere Zufluchtsstätte hinter dem Stacketenzaume der Rippen gewähren könne.

Das andere, nicht minder brauchbare Mittel des geistigen Bauernsanges besteht in der Behauptung: „Die Sache ist wissenschaftlich erwiesen;“ wobei man sogenannten wissenschaftlich Gebildeten gegenüber noch den Kniff anwenden kann, der — unabsichtlich, gewissermaßen als Kniff des böshaftern Zufalls — bei der Einführung des Impfwangs ins Spiel kam, daß man nämlich dem Manne der einen Wissenschaft erklärt, der fragliche Beweis sei geliefert mit Hilfe der andern, und dem Manne der andern, die Belege seien erbracht auf Grund jener einen Wissenschaft.

Kinderleicht ist es, dem Historiker etwas als chemisch, physikalisch oder auch physiologisch bewiesen weiszumachen; nicht minder kinderleicht dem Chemiker, Physiker oder Physiologen etwas historisch als unzweifelhaft dargetan plausibel zu machen; dem Orientalisten kann man mit Berufung auf die Spektralanalyse, dem Astronomen mit dem Appell an die Sanskritforschung den größten Bären aufbinden u. s. w. Das leichteste Spiel hat der „wissenschaftliche“ Humbug gegenüber dem Zeitungsschreiber gewöhnlichen Schlages, also der ungeheuern Mehrheit der federfixen Sippe, der seinen Arbeiten gern einen univiersalwissenschaftlichen Anstrich gibt und alle Wissenschaften mit gleicher grandioßer Ignoranz umfaßt. An ihm findet auch die tollste Hypothese, die ungeheuerlichste Behauptung einen eifrigen Vertreter und Befechter, wenn sie nur aus dem Munde einer Art Autorität kommt und von dem Refrain begleitet wird: das ist wissenschaftlich bewiesen.

Das liebe Publikum entdeckt dann folgenden Tages die neue wissenschaftliche Wahrheit schwarz auf weiß gedruckt, mit fünf bis zehn Pfennigen pro Zeile meist viel zu hoch bezahlt, in der Zeitung oder in der Wochen- und Monatschrift, und glaubt daran, schwört darauf, zankt sich drum, macht seine Ruzanwendungen und Kommentare, und die Ströme des Unsinns schwellen an zum Meere, das von der Sonne des wahren Kulturfortschritts beleuchtet, aber nur sehr, sehr langsam aufgesogen wird.

Die mit der Unwissenheit Hand in Hand gehende Leichtfertigkeit des „Zeitungsgehwitters“ bewährt sich übrigens nicht bloß in ihrem Respekt vor allem, was mit der Etikette „wissenschaftlich“ behaftet ist, sondern auch in der Art, wie sie die Schätze der Literatur zu ihrem Gebrauche, zur Ausstattung ihrer eignen armseligen Geistesprodukte brauchen und mißbrauchen. Was in Zitaten alles verhunzt und verballhornt wird, wie man sich auf literarische Autoritäten beruft und bezieht, ohne die Leistungen, welche man verwendet, genau oder auch nur ungenau zu kennen, das möchte für den Uneingeweihten ganz unglaublich erscheinen. Wie oft läßt so ein

Kerl Schiller, Goethe, Humboldt, Newton, Darwin und alles, was sonst in der wissenschaftlichen, literarischen oder Kunstwelt einen geachteten Namen hat, etwas sagen, woran der betreffende Geistesheros in seinem Leben nicht gedacht, oder dessen Gegen- teil er auf das unzweideutigste ausgesprochen und vertreten hat. Ein Beispiel für viele.

Nicht ein ordinärer Zeitungsschmierant, sondern ein Mann der Wissenschaft hat vor kurzem in einer allgemeingeachteten naturwissenschaftlichen deutschen Zeitschrift eine recht lesenswerte naturwissenschaftliche Abhandlung veröffentlicht. So naturkundig der gelehrte Herr ist, so unkundig scheint er nun in einzelnen Gebieten unserer schönen Literatur zu sein; denn er zitiert zwar Goethe, beweist aber, daß er da, wo er in Goethe einen Gewährsmann für eine seiner Ansichten gefunden zu haben glaubt, den Altmeister deutscher Poesie gar nicht verstanden, ja sogar sicherlich gar nicht einmal selbst gelesen hat.

Der gelehrte Herr schreibt nämlich: „Sehr richtig sagt schon Goethe: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.“

Als ich das las, zupfte ich mich sehr energisch an der Nasenspitze, um mich zu überzeugen, ob ich wachte oder träumte. Ich wachte wirklich.

Das Ding ist zu komisch. Goethe sagt in dem bekannten kleinen Poem, das die Ueberschrift trägt: „Dem Physiker“ — ein Physiker ist auch der Mann, der den erschrecklichen Bock, welcher in der eben angeführten Zeile liegt, gemacht hat — folgendes:

„Ins Innere der Natur“  
 O du Philister! —  
 „Dringt kein erschaffener Geist.“  
 Mich und Geschwister  
 Mögt Ihr an solches Wort  
 Nur nicht erinnern.  
 Wir denken Ort für Ort  
 Sind wir im Innern.  
 „Glücklich, wenn sie nur  
 Die äußere Schale weiß!“  
 Das hör ich sechzig Jahre wiederholen,  
 Ich fluche drauf, aber verstohlen;  
 Sage mir tausend, tausendmale,  
 Alles gibt sich reichlich und gern:  
 Natur hat weder Kern  
 Noch Schale,  
 Alles ist sie mit einemale;  
 Dich prüfe du nur allermeist,  
 Ob du Kern oder Schale seist.

Und im „Ultimatum“ wiederholt Goethe dieses sein Glaubensbekenntnis:

Und so sag ich zum letztenmale:  
 Natur hat weder Kern  
 Noch Schale;  
 Du prüfe dich nur allermeist,  
 Ob du Kern oder Schale seist.

Wir kennen dich, du Schall!  
 Du machst mir Pöffen;  
 Vor unsrer Nase doch  
 Ist viel verschlossen.  
 Ihr folget falscher Spur;  
 Denkt nicht, wir scherzen!  
 Ist nicht der Kern der Natur  
 Menschen im Herzen?

Wie kommt nun jener physikalische Unglücksmensch um alles in der Welt dazu, einen Gedanken, den Goethe verspottet und bekämpft, als Goethes eigenen, „sehr richtigen“ Gedanken auszugeben.

Aus purem Leichtsinne, der sich bei dem in seinem Fache sorgsam forschenden Physiker dem nicht ins Fach Schlagenden gegenüber gerade so sehr geltend macht, als bei dem großen Haufen. Irgendwo hat er die Verse: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, Glücklich, wenn sie nur die äußere Schale weiß“, gehört oder gelesen, hat auch den Namen Goethe dabei gehört oder gesehen, flugs hat sich die Ueberzeugung in ihm festgesetzt, diese köstliche Gedankenperle müsse Goethe selbst zu verdanken sein.

Goethe aber flucht darauf, daß er diese selben Verse schon sechzig Jahre lang hört; Goethe entgegnet dem versemachenden „Physiker“, der ihr wirklicher Vater ist, Albrecht von Haller, so energisch wie möglich darauf, indem er die ganze Zwie-spaltung der Natur in Kern und Schale als unstatthaft und philisterhaft zurückweist — — — trotzdem und alledem muß Goethe sich gefallen lassen, von einem Physiker unsers so herrlich weit vorgeschrittenen Jahrhunderts als Vater des von ihm verworfenen und verachteten Gedankens vorgeführt und gefeiert zu werden. — Das ist doch wahrhaftig toller als toll.

Und solche Leichtsinngigkeit im Behaupten und Fürwahrhalten ist allerwegen die Regel, ernstes Prüfen, vorsichtiges Untersuchen dessen, was als richtig vom Alten sich darstellt und vom Neuen auf den Markt gebracht wird, ist die seltene Ausnahme bei Gebildeten und Ungebildeten, bei Lernenden und Lehrenden.

Demnach ist im Untersuchen und Prüfen allein unser Heil, im Nachschwätzen und auf Treu und Glauben Hinnehmen und Weitergeben aber steckt alle Torheit, sprudelt die Quelle alles Gezänks und Haders, — daran denke jeder und jede immerdar. Achte die Meinung jedes andern, aber mache sie nicht unbesehen, nicht anders zu der deinen, als so erforscht, wie es dir deine eignen oder die dir zugänglichen geistigen Mittel irgend erlauben, — das ist aller Weisheit Anfang und auch der Anfang vom Frieden auf Erden und aller Menschen Wohlgefallen, mit andern Worten aller Menschen Erdenglück.

## Poetische Aehrenlese.

### Nach langen Jahren.

Von Emanuel Geibel.

Ach, noch einmal diese Töne,  
 Die mir Flügel in das schöne  
 Zauberland der Jugend sind!  
 Laß sie schwellen voll und leise!  
 Diese Weise  
 Sang einst deine Mutter, Kind.

Am Klavier dort in der Nische  
 Sah sie, wenn des Abends Frische  
 Klar ins offene Fenster drang;  
 Golden wob's um ihre Loden  
 Und wie Gloden  
 Schwebte wogend ihr Gesang.

Ach, das war vor langen Jahren,  
 Eh' ich in die Welt gefahren;  
 Hoch im Sturm noch trieb mein Herz;  
 Aber stets bei ihrem Liede  
 Kam ein Friede  
 In des Jünglings Lust und Schmerz.

Grau jetzt, mit gedämpftem Feuer  
 Keh' ich wieder; die mir teuer  
 Gingen alle fast zur Ruh;  
 Sie auch schläft, die süße Rose,  
 Unterm Rose,  
 Doch ihr Ebenbild bist du.

Singe, Kind, und in die blauen  
 Augen laß mich tief dir schauen!  
 Jugendhelmwärts träumt mein Sinn,  
 Und von längst verschwundenen Lenzen  
 Zieht ein Glänzen  
 Durch die müde Brust dahin.

## Geschichte des Walfischfanges.

Wenn angenommen werden darf, daß die Art und Weise des Walfischfanges ziemlich allgemein bekannt ist, so kann man auf der andern Seite fast mit Bestimmtheit voraussetzen, daß die Geschichte desselben für viele etwas neues ist, vorzüglich da erst die zahlreichen Unfälle, welche in neuerer Zeit die Walfischfänger betrafen, Veranlassung zu ausführlicheren Bearbeitungen jener Geschichte gegeben hat. Wir lassen daher hier eine gedrängte Uebersicht folgen.

Der Walfischfang (Walerei) wurde schon im 9. Jahrhundert von den Norwegern und im 13. und 14. Jahrhundert von den Västen betrieben, die 1372 bis nach Neufundland, später bis tief ins Eismeer vordrangen. Dies war jedoch nur in beschränktem Maße der Fall. Wer aber den Fang zuerst systematisch und in größerm Maßstabe betrieb, ob die Wikinger oder die Normänner, darüber sind die Meinungen geteilt; nur so viel ist gewiß, daß die Art des Fanges und die dabei gebrauchten Werkzeuge noch dieselben sind, wie sie bei den Wikingern des 15. Jahrhunderts üblich waren. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wagten sich diese bis nach Island hinauf, wo die dort angesiedelten Norweger gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten, sodaß ihre Flotte bald 50—60 Segel zählte.

Kurz nach der Entdeckung von Amerika machten die Engländer und Holländer viele unglückliche Versuche, durch eine nordöstliche Fahrt nach Indien zu gelangen und trafen dabei in den nördlichen Meeren eine ungeheure Anzahl Walfische an, welche seit Jahrhunderten hier ungestört, ganz furchtlos und ziemlich träge waren. Die Seefahrer benutzten nun diese Gelegenheit, um, wenn sie auch nicht das Glück hätten, auf diesem Wege die köstlichen Gewürze aus Indien zu holen, doch wenigstens etwas Preiswürdiges nachhause zu bringen. Was anfänglich nur Nebenfache gewesen, wurde bald Hauptzweck; die kühnen Hoffnungen der entdeckungsfüchtigen Seefahrer gingen unter in der schweren Arbeit des Walfischfanges.

Indes scheint es, als ob vor dem 17. Jahrhundert die ganze Sache für den Handel nicht besonders wichtig gewesen sei, indem die erste, ausschließlich für den Walfischfang bestimmte Fahrt erst im Jahre 1610 von den Engländern unternommen wurde. In Amsterdam und London bildeten sich Kompagnien, welche bald zahlreiche Flotten nach Spizbergen sandten. 1614 vereinigten sich die holländischen Rheder zu einer grönländischen Kompagnie (auch nordische Gesellschaft genannt), die sich aber 1645 wieder auflöste. Von England gingen 1598 schon Schiffe in das Nordmeer, und zwar von der privilegierten moskowitzischen Kompagnie. 1615 forderte Dänemark in der Voraussehung, Spizbergen sei ein Teil von Grönland, von den Engländern Tribut. Allein da nun auch andere Nationen Europas daran teilnehmen wollten und man sich gegenseitig das Recht auf diesen Seestrich streitig machte, so wurden die Fahrten wegen der unaufhörlichen Kämpfe um dieses Besitzrecht öfters nutzlos oder hatten einen ganz unglücklichen Ausgang. Die Schiffe liefen in kleinen Geschwadern aus und waren ebenso zum Angriff wie zur Verteidigung gerüstet; namentlich trieben die Engländer fast nichts als Seeräuberei, indem sie sich auf Plünderung der Schleichhändler, wie sie die Seefahrer anderer Nationen nannten, beinahe ausschließlich legten. Endlich, nachdem man sich lange genug auf eine so nutzlose Weise gestritten hatte, wurde eine Uebereinkunft getroffen, nach welcher die besten Seestriche längs der Küste von Spizbergen unter die Engländer, Spanier, Holländer und Hamburger verteilt wurden.

Nun betrieb die englisch-moskowitzische Kompagnie einige Jahre hindurch den Handel mit ziemlichem Erfolge; aber als ihre Schiffe später fast jedes Jahr unglücklich waren, so verschwanden sie allmählich aus den nördlichen Meeren und überließen den Platz den Holländern, welche selten ohne reiche Ladung zurückkehrten. Die moskowitzische Gesellschaft löste sich auf; eine andere Gesellschaft verlor in wenigen Jahren ihr Kapital von 80 000 Pfund Sterling. Die Holländer setzten das Geschäft mit der ihnen eigenen Kraft und Ausdauer fort, und da sie im Anfange an dem ihnen zugetheilten Küstenstriche die Walfische in Menge und sehr träge fanden, so gründeten sie am Ufer eine Sommerkolonie und bereiteten hier den Tran aus dem Fett, welches die Schiffe brachten. Bald erhob sich hier an diesem öden Strande ein kleines Dorf Smeerenbeeg. Das ganze 17. Jahrhundert hindurch dehnte sich das Geschäft der Holländer immer mehr aus, sodaß nicht selten 200 Fahrzeuge von verschiedener Art und Größe in dem Hafen von Smeerenbeeg lagen. Endlich aber wurden die Walfische scheu, man mußte nun weit hinausfahren in die offene See und hier den gefährlichen Kampf beginnen. So entfernte man sich immer mehr und mehr von Spizbergen, und von dem ehemaligen Dorfe Smeerenbeeg ist auch nicht eine Spur übrig geblieben.

Mehr als hundert Jahre lang sandten die Engländer kaum einen Walfischfänger aus, während die Holländer und Hamburger bis zum Jahre 1778 jährlich eine Flotte bis zu 200 Schiffen ausrüsteten. Dadurch gereizt und durch hohe Prämien aufgemuntert, wurden die Engländer wieder Mitbewerber, allein die Versuche, welche unter dem Namen der Grönland- und Südpolkompagnie unternommen wurden, blieben erfolglos. Die Prämie stieg allmählich auf 40 Schillinge für die Tonne und blieb so das ganze vorige Jahrhundert hindurch.

Bis zum Jahre 1785 besuchten etwa 60 Walfischfänger Grönland und die Davisstraße, welche Zahl sich jedoch im Jahre 1788 bereits auf 235 vermehrt hatte. Durch die französische Revolution wurden Hollands Walfischflotten zugrunde gerichtet, so daß England die Oberhand erhielt und fast allein auf dem Schauplatze blieb.

Mitte dieses Jahrhunderts fuhren die englischen Walfischfänger gewöhnlich von Hull und Whitby in England, von Peterhead, Aberdeen, Dundee und Leith in Schottland ab, da diese Häfen bequemer für sie sind. — Uebrigens braucht es wohl kaum erwähnt zu werden, daß durch die beständige Verfolgung die Walfische aus ihren alten Aufenthaltsorten in den Meeren um Grönland vertrieben worden sind und sich über das atlantische Meer nach der Davisstraße und bis in die Baffinsbai gezogen haben.

Gegenwärtig ist der Walfischfang vornämlich in den Händen der Engländer und Amerikaner. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besuchte der Walfisch die nordamerikanischen Küsten in so großer Zahl, daß die Jagd mit Bäten betrieben werden konnte. Später entwidelte sich dieselbe mit größern Schiffen zu hoher Blüte, und 1858 betrug der Gehalt ihrer Schiffe 198 000 Tonnen, und der Ertrag belief sich auf mehr als 30 Millionen Mark. Seitdem hat die amerikanische Walerei stark abgenommen. Die englische erreichte ihren Höhepunkt 1815 mit 164 Schiffen, während sie 1866 nur noch mit 35 Schiffen in den nördlichen Meeren vertreten war, die einen Erlös von 2 Millionen Mark lieferten. Die einst so blühende Walfischerei der Hanjaten, gegen 1620 begonnen, wird jetzt nur noch ganz vereinzelt betrieben.

**Die St. Bernhardshunde.** (Illustration s. S. 333.) Die berühmten Hunde in den Hospizen auf dem St. Bernhard und St. Gotthard, die so vielen verunglückten Wanderern das Leben gerettet haben, sind heute in ihrer echten Rasse nicht mehr vorhanden. Wohl aber leben sie noch im Gedächtnis; sogar die Namen der berühmtesten sind aufgezeichnet, und sie verdienen vielleicht weit mehr, auf die Nachwelt zu kommen, als der des Schlachtrosses Alexanders von Macedonien. Auch die Dichtung hat diese klugen Tiere nicht vergessen. Hermann Lingg singt in seinem „Mönch auf St. Bernhard“:

„Die Klosterglock' läut, der Mönch erwacht:  
Mein Bruder, dich trifft die Reize heut Nacht!  
Und der Bernhardsmönch im dunkeln Gewand,  
Er lockt seinen Hund, nimmt die Leuchte zur Hand.  
So eilt er hinaus in die tosende Höh  
Und wandelt allein durch Sturm und Schnee.  
An der Stätte vorbei, wo das Totengebein  
Der Erfrorenen schläft in geschüttelten Reihn.  
Er folgt dem Schall der Glocke zum Grund,  
Emsig schnüffelt voraus der Hund.  
Der Mönch und der Hund sind nah und fern,  
Es wehen die Wolken, es glänzt kein Stern. . .“

Diese Hunde wurden eigens zu dem Zwecke gezüchtet und dressirt, um bei der Auffindung und Rettung verunglückter Reisender behilflich zu sein. Sie haben es darin weit gebracht, und zahlreiche Menschenleben sind durch diese Tiere vor dem Erstarrungstode bewahrt worden. Bei der früheren Unzulänglichkeit der Kommunikationsmittel war ihre Bedeutung in jenen öden Gebirgsgegenden, wo der Reisende so häufig durch Schneegeföhber und Lawinstürze bedroht wurde, eine außerordentliche. Diese Hunde trugen am Halsband einen Behälter mit Nahrungsmitteln und Stärkungen für die von ihnen aufgefundenen Erschöpften.

Einzelne dieser Hunde haben mehrere Menschen gerettet; der berühmteste von ihnen, Barry, hat mehr als vierzig Verunglückte aufgefunden und dadurch am Leben erhalten. Dieses kluge Tier fand einst ein halbverfrorenes Kind im Schnee und machte, als man auf sein Bellen herbeieilte, Versuche, das Kind durch Beledern zu erwärmen, bot auch, als das Kind zu sich gekommen war, seinen Rücken von selbst dar, um es weiter zu tragen. Das Tier ist nach seinem Tode ausgestopft worden und befindet sich, mit dem Rettungsfläschchen am Halse, im Museum für vaterländische Naturgeschichte in Bern.

Die Bernhardsshunde sind nach der verbreitetsten Annahme aus der Vermischung des großen Seidenhundes mit der gemeinen Dogge entstanden. Es waren große Tiere mit muskulösen Gliedern und meistens mit lang herabhängenden zottigen Haaren; unfer Bild zeigt eine kurzhaarige Nebenrasse. Denn die Zucht wurde nicht rein betrieben, und es entstanden eine Menge von Abarten; der berühmte Barry hatte das Aussehen eines Fleischerhundes. Von der eigentlichen echten Rasse sind gar keine Exemplare mehr vorhanden, denn im Jahre 1816 wurden die wenigen noch vorhandenen unter einer Lawine begraben und getötet. Die Tiere, die man heute unter dem Namen St. Bernhardshunde kennt, sind wahrscheinlich aus einer Vermischung der dänischen Dogge mit dem walliser Schäferhunde entstanden; doch haben zur Entstehung der verschiedenen neueren Abarten sicherlich auch Neufundländer, namentlich aber Leonberger und Fleischerhunde beigetragen. Die mannichfachen aus dieser Vermischung hervorgegangenen Typen sind meistens gefleckt und kurz oder halblang behaart; Größe und Schädelbildung ist sehr verschieden.

Heutzutage ist die moderne Verkehrstechnik bis in jene öden Gegenden vorgezogen; der Gottthard ist durchstochen und das Dampfroß befördert die Reisenden in kurzer Zeit dahin, wohin sie früher nur durch mühsames Uebersteigen der im Wege stehenden Bergriesen gelangen konnten. Heute wäre der Bernhardsshund ziemlich überflüssig, was aber nicht hindern kann, die Zweckmäßigkeit und Bedeutung dieser Zucht in früherer Zeit anzuerkennen.

**Ein neues Werk Proudhons.** Der bekannte — freilich vielen bloß durch das gar nicht von ihm herrührende Wort: la propriété c'est le vol\* (das Eigentum ist Diebstahl) bekannte — französische Sozialpolitiker Proudhon hat ein Werk hinterlassen: le Cesarisme et l'Histoire (der Cäsarismus und die Geschichte), welches die Hinterbliebenen jetzt veröffentlichen wollen, nachdem alle persönlichen und sonstigen Bedenken durch die Länge der Zeit beseitigt worden sind. Jedenfalls werden wir einige interessante Aufschlüsse über das zweite französische Kaiserreich in seiner „Glanzzeit“ und namentlich über die — nicht ganz klaren — Beziehungen des Verfassers zu Napoleon III. erhalten. — lb.

**Helena — gerettet!** Die wirkliche Helena, die Gattin des Menelaus und die — wie sollen wir sagen? — des Paris, welche nach Homer den trojanischen Krieg entzündet hat, sie ist gerettet, zu Ehren gebracht, von jedem Makel gereinigt durch einen englischen Dichter A. Lang. In einem langen, nach dem Zeugnis des „Athenäum“ und der „Saturday Review“ poetischer Schönheiten nicht ermangelnden Epos — es ist 200 Seiten lang — besingt er die schöne Helena als ein Muster der Tugend, zeigt, wie sie wider ihren Willen, das unschuldige Opfer der Künfte von Menschen und Göttern, unter welcher letzteren die böse Venus die schlimmste Rolle spielt, in jene bekannten und bedenklichen Abenteuer hineingeraten ist, welche den guten Ruf einer Dame nicht gerade zu heben geeignet sind. Herr Lang läßt seine Heldin heldenmütig gegen ihr Schicksal kämpfen; namentlich gegen die schaumgeborene Aphrodite (Venus) kämpft sie mit der Tapferkeit und Mundfertigkeit homerischer Heroen. Doch — sie erliegt des Geschicks Mächten. Allein nur äußerlich. Ihr Verhältnis zu Paris ist das Erzeugnis eines sinnverblendenden Tranks, dessen Wirkungen freilich verschiedene Jahre dauern. Sobald die Verblendung oder Verzauberung zu Ende, — was wunderbarerweise mit der Eroberung Trojas durch die Griechen zusammenfällt — ist Helena wieder die treue Gattin des Menelaus, der sie auch, nach einigem begreiflichen Poltern, seelenvergnügt zurück nach Sparta nimmt. Und schließlich wird sie

— after wat ching peacefully  
The counted years of mortue life go by\*\*)

an der Seite ihres biedereren Gemahls in das Elysium veretzt. Jedenfalls ein befriedigender Abschluß.

Uebrigens, wir wiederholen, das Langsche Gedicht wird von der Kritik lobend erwähnt, und die Vorrede, welche Studien über den Charakter der Helena enthält, soll, dem „Athenäum“ zufolge, eine sehr tüchtige wissenschaftliche Leistung sein. —

**Andersens Furchtsamkeit.** Der dänische Staatsrat E. Collin hat unter dem Titel: Hans C. Andersen og det Collinske Huus (Hans C. Andersen und das Collinsche Haus) ein Buch geschrieben, welches viel des Interessanten aus der Lebens- namentlich Jugendgeschichte des berühmten Erzählers bringt. Wie aus Andersens Autobiographie (Mit Livs Eventyr — der Roman meines Lebens) bekannt ist, wurde der, in sehr dürftigen Verhältnissen aufgewachsene Andersen von dem Staatsrat Jonas Collin, dem Vater des Verfassers der oben erwähnten Schrift, an Kindesstatt angenommen. Es ist also gewissermaßen ein Bruder, der über den Bruder schreibt. Und er tat es mit der Liebe eines Bruders, welche ihn indes keineswegs gegen Fehler blind macht. Indem wir die Freunde Andersens auf die Schrift aufmerksam machen, sei hier eine der zahlreichen darin enthaltenen Anekdoten mitgeteilt. Andersen war außerordentlich furchtsam. Ueberall sah er Gefahren, und nach jeder Reise, auch der kleinsten, selbst nach jedem Ausflug, wußte er seinen Freunden zu erzählen, daß sein Leben unterwegs verschiedenmal aufs ernstlichste bedroht gewesen. Kaum ein Tag ohne wunderbare Gefahren und ebenso wunderbare Rettungen. Seine Hauptangst war aber, daß er lebendig begraben werden könne. Besonders des Abends, ehe er zu Bette ging, erwachte diese Angst in ihm, und er hat dann die Hausgenossen, falls er etwa in der Nacht ohnmächtig werden sollte, ihn doch ja nicht begraben zu lassen. Da er

\*) Das Wort ist zum erstenmal von dem Girondistenführer Brissot gebraucht worden.

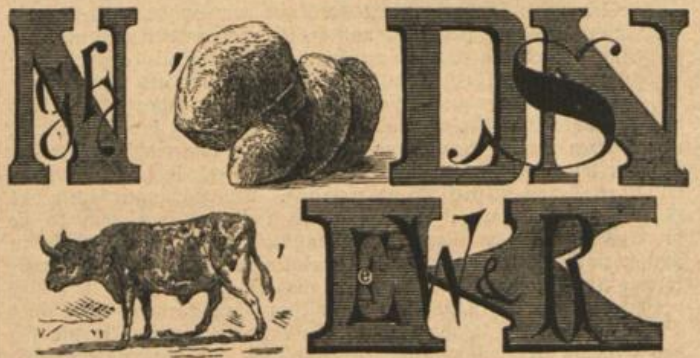
\*\*) Nachdem ihr im friedlichen Glück die zugemessenen Jahre des Menschenlebens vergangen.

deshalb oft ausgelacht wurde, versiel er auf ein sinnreiches Auskunftsmittel. Jeden Abend, wenn er zu Bette ging, legte er ein Blatt Papier neben sich, mit den geschriebenen Worten: „Ich bin nur scheinot tot!“ Dieses: „Ich bin nur scheinot“ erinnert uns an den, einem ähnlichen Gefühl entsprungenen Ausruf eines vielgenannten Reichs-verfassungskämpfers von 1849, der in einem Gefecht einen Streifschuß an den Kopf erhielt, halb betäubt einen kleinen Abhang herunterrollte, und unten seinen Freunden, die ihn aufrichteten, einmal über das andere mal zurief: „Ich bin tot! Ich bin tot! Der Mann hat noch mehr als 30 Jahre gelebt.“

### Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

**Christen als buddhistische Missionäre.** Ein amerikanischer Oberst Henry S. Olcott, und eine russische Dame, Madame Blavatsky, beide Mitglieder einer teosophischen Gesellschaft, die ersteren ihren Präsidenten nennt, haben sich jetzt in Indien niedergelassen, um Hindus zum Buddhismus zu bekehren. Olcott erklärt den Buddhismus für die Religion der Zukunft, da er am meisten mit Natur und Recht übereinstimme; deshalb hat er die Lehren dieser Religion in einem Katechismus zusammengestellt, der von dem Oberpriester der Insel Ceylon, Sumangalla, genehmigt worden ist. Wer sich für denselben interessiert, mag ihn in der englischen Ausgabe (London, Trübner) nachlesen. Herr Olcott und Frau Blavatsky machten auch auf dem Festlande Propaganda für ihre Lehre und scheitern darin nicht unglücklich gewesen zu sein; sie haben sich jetzt nach Nepal und Bhutan begeben, um die Lehre des Buddhismus an der Quelle weiter zu studieren. Die christlichen Missionäre sind keine Freunde der teosophischen Gesellschaft, wie dies leicht erklärlich ist; sie werden in ihren Bemühungen von einem Teil der Presse unterstützt. Wenn man sich anfänglich erstaunt die Frage vorlegt, weshalb die genannten Missionäre des Buddhismus nicht zunächst getrachtet haben, diese Zukunftsreligion in ihrer Heimat zu verbreiten, so ist dies doch bei näherer Betrachtung ganz erklärlich; zunächst werden bei den Christen ihres Vaterlandes teosophische Bestrebungen immer mit mehr oder weniger Argwohn aufgenommen, dann aber ist es eine nicht unbegründete Hoffnung, daß die neue Lehre am besten für Indien, die Heimat des Buddhismus, paßt. Ohne daß wir auf den Inhalt von Olcotts Katechismus näher eingehen, wollen wir einige Mitteilungen über denselben machen. Derselbe ist in 153 Fragen und Antworten abgefaßt, einer bis jetzt bei den Buddhisten ungebrauchlichen Form. Die Fragen beziehen sich auf das Bekenntnis der Religion, auf das Leben Buddhas in der bekannten jagenhaften Form, auf die Erkenntnis der Wahrheit, die Leiden des Daseins, die Erlösung von denselben, die Kenntnis der äußeren Verhältnisse des Buddhismus, die Lehre desselben und seine Stellung zur Gottheit, die Lehre von der Seele, die Wunder, die Dewas, die Verbreitung der Lehre. xa.

### Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 12:

Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Bader. (Fortsetzung.) — Bilder aus Rußland. (Mit Illustration.) — Der Schwedeneinfall. Erzählung von Otto Eigl. (Fortsetzung.) — Galerie schöner Frauenköpfe. (Bergheimnisch.) — Der Neugeborene. Nach Adrien Dézamy von Rudolf Lavant. (Mit Illustration.) — Der Hopfen und seine Wirkungen auf den menschlichen Organismus. Von Dr. A. L. — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. (Schluß.) — Was man meint und wie man urteilt. Eine Plauderei von Bruno Geiser. (Schluß.) — Poetische Lehrenlese. Nach langen Jahren. Von Emanuel Geibel. — Geschichte des Walfischfanges. — Die St. Bernhards Hunde. (Mit Illustration.) — Ein neues Werk Proudhons. — Helena gerettet. — Andersens Furchtsamkeit. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichsaltiges.